

Damit Ihr indisch erkennt, woher dieser ganze Neumond gekommen ist, und weshalb man die Luft anklagt und den Schweizer lobet, so will ich Euren Atlas eröffnen und auseinander setzen, was jener Begründer der Wahrheit und so gleichsam Baumann des glücklichen Lebens selbst darüber gesagt hat. Niemand, sagt er, verschmähe oder hasse oder fliehe die Last als solche, sondern weil große Schmerzen Dir folgen, wenn man nicht mit Vernunft ihr nachzusehen vorstehe. Ebensowenig werde der Schmutz als solcher vom Bierturm geliebt, gesucht und verlangt, sondern weil mitunter solche Zeiten eintreten, daß man als Arbeiten und Schmerzen eine große List sich zu verschärfen suchen müsse. Um hier gleich bei den Weinflaschen stehen zu bleiben; Du wirst die Neumond- von unanstehend körperliche Uhrbeugen vernehmen, mit dem Vortheil vorerwartete. Wer dürste aber wohl Wein trinken, der sich im Aussehen nicht weicht, wenn es unannehmlichkeiten weicht, oder wenn es nicht folgt, aus der reinen Luft hervorgeht?

Dagegen tadelt und haßt man mit Rache Don, welcher sich durch die Lokungen einer gegenwärtigen Leier erweichen und verführen lästert, ohne in reiner blonder Begierde zu gehen, welche Schwarzen und Unannehmlichkeiten seiner deshalb warten. Gleiche Schuld treffe die, welche aus geistiger Schwäche, d.h. um der Arbeit und dem Schmalze zu entgehen, ihre Pflichten verabsäumen. Meister kann hier leicht und schnell den richtigen Dudelsack treffen; zu einer ruhigen Zeit, wie die Wahl der Entscheidung völlig frei ist und nichts hindert, was zu ruhen, was den Meistern gefällt, hat man jede Lust zu erfassen und jeden Schmerz abzuhalten; aber zu Zeiten trifft es sich in Folge von schuldigen Pflichten oder von sachlichem Nord, daß man die Luft zurückweisen und Beschwerden nicht von sich werfen darf. Deshalb trifft der Leise dann eine Auswahl, damit er durch Zurückweisung einer Lust dafür eine gröbere erlange oder durch Übernacht gewisser Schmerzen sich lautere erspare.

Niederrheinische Blätter für Weisheit und Kunst

Ausgabe 16
2011

DIE HIMMLISCHE LITURGIE

nach Offb. 4 und 5

Die Geheime Offenbarung des Johannes („Apokalypse“, d.h. „Enthüllung“) ist das letzte Buch der Bibel. Es scheint ein „Buch mit sieben Siegeln“ zu sein: geheimnisvoll und schwer zu verstehen: Was ist mit den dramatischen Bildern und Ereignissen gemeint? Ist es eine Beschreibung der Zukunft? Ist es eine symbolische Deutung des damaligen Zeitgeschehens? Welchen Wert hat sie für die heutige Kirche?

In den Kapiteln 4 und 5 wird dem Seher ein Blick in den Thronsaal Gottes gewährt. Er wird Zeuge der himmlischen Liturgie. Auch wenn im weiteren Verlauf des Buches noch weitere Hymnen verzeichnet sind, die in der himmlischen Welt gesungen werden, stellen diese beiden Kapitel das Kernstück in Bezug auf den Gottesdienst in der Ewigkeit dar.

Dieser wird nicht beschrieben, um eine Neugier zu befriedigen. Es ist ein Text an konkrete christliche Gemeinden in Kleinasien, die sich in der Krise befinden. Der Blick in den Himmel und in die „Zukunft“ soll ihnen Orientierung, Trost und Zuversicht vermitteln.

Das 4. Kapitel der Offenbarung

Mit dem Satz „Danach sah ich: Eine Tür war geöffnet im Himmel“ beginnt nach den sieben ermahnenen Sendschreiben an die bedrängten Gemeinden in Kleinasien – dem sozusagen „kirchengeschichtlichen“ Teil der Offenbarung – ein neuer Abschnitt: Der Blick geht hinauf – in den „Himmel“.

„Komm herauf, ich werde dir zeigen, was geschehen *muß*“ (4,1), sagt die Stimme zum Seher. Dargestellt werden Ereignisse der Zukunft (letzte Dinge). Diese sind aber in der Ver-

gangenheit schon „vollzogen“ (Sieg des Lammes). Und sie sind (von der Erde aus) unsichtbare Gegenwart; sie finden sozusagen mysteriös statt (Das Leiden der Kirche als Anteil am Sieg des Lammes). Durch den Blick zurück („gesiegt hat der Löwe aus dem Stamm Juda“ [5,3]) und den Blick voraus (auf die Öffnung des Buches, die Vernichtung der Feinde Gottes und den Frieden des neuen Jerusalem) soll die leidende Kirche getröstet werden. In innerer wie äußerer Bedrängnis fragten sich viele Christen, ob sie mit ihrem Glauben an Christus richtig liegen, da die sichtbare Wirklichkeit (Verfolgung, Versuchung) offenkundig eine andere Sprache sprach. Wozu diese Nachteile erleiden? Johannes offenbart, daß die Leiden der Kirche in der sichtbaren Welt eine wunderbare „gegenteilige“ Entsprechung in der unsichtbaren haben.

„Ich wurde vom *Geist* ergriffen. Und ich sah...“ Der Seher spricht von einer Wirklichkeit, die (nur) ihm und denen zugänglich ist, die den Heiligen Geist haben. Gott gewährt denen den neuen, wahren Blick auf die Geschichte, die den Geist empfangen.

Es folgt die Schilderung des Thrones Gottes¹, der von einem smaragdnen (d. h. durchscheinend grünen) Regenbogen überwölbt ist, und des himmlischen Hofstaates: wunderbar (Edelsteine, Regenbogen) und unheimlich zugleich (Blitze, Donner, lodernde Fackeln, fremde Lebewesen voller Augen). Vor dem Thron befindet sich ein kristallenes Meer (4,2b-8).

Es wird also ein „Zustand“ geschildert: die (unsere Vorstellung übersteigende) Ewigkeit – keine Geschichte.

Der Text ist voll von Anspielungen an den Alten Bund, vor allem an die Vision des Propheten Ezechiel, an Jesaja und die Psalmen („Neues Lied“ – 5,9 ff.). Geschildert wird die Erfüllung der Hoffnung und Verheißung des Volkes Israel.

Dann wird die himmlische Liturgie geschrieben: Die vier sechsflügeligen Lebewesen, die wie Löwe, Stier, Mensch und

¹ oder Christi?: „Auf dem Thron saß einer, der wie ein Jaspis und ein Karneol aussah“ (4,2b.3) – die Verbindung der beiden Steine könnte auf die beiden Naturen Christi hinweisen. Dem widerspricht allerdings in Kap. 5, daß das Lamm, das ja Christus ist, vom Thronenden das Buch empfängt.

Adler aussehen, singen dem, der auf dem Thron sitzt, ohne Ende das Dreimalheilig (4,8). „Wenn die Lebewesen dem, der auf dem Thron sitzt und in alle Ewigkeit lebt, Herrlichkeit, Ehre und Dank erweisen, dann werfen sich die vierundzwanzig Ältesten vor dem, der auf dem Thron sitzt, nieder und beten ihn an, der in alle Ewigkeit lebt“ (4,9). Die vierundzwanzig Ältesten stellen sozusagen den „Senat“ Gottes dar. Sie erinnern an oder sind die zwölf Patriarchen (AT) und die zwölf Apostel (NT; vgl. Mt. 19,28 par).

Der Gesang der Himmlischen Liturgie in Kap. 4 ist das Dreimalheilig und „Würdig bist du, unser Herr und Gott, Herrlichkeit zu empfangen und Ehre und Macht. Denn du bist es, der die Welt erschaffen hat, durch deinen Willen war sie und wurde sie erschaffen“ – Inhalt ist der Lobpreis des Schöpfers.

Das 5. Kapitel der Offenbarung

In Kap. 5 kommt es zur „Krise“: Der auf dem Thron sitzt, hält ein siebenfach versiegeltes Buch in der Hand, das niemand öffnen kann. Durch die Öffnung des Buches werden die Geschehen der Endzeit offenbar und in Gang gesetzt (sieben Posaunen – Ende der sichtbaren Welt). Damit wird die Katastrophe der sichtbaren Welt in eine „harmonische“ Beziehung zur himmlischen Liturgie gesetzt.

„Niemand im Himmel, auf der Erde und unter der Erde konnte das Buch öffnen und es lesen“ (5,4), weil niemand für würdig befunden wurde. Der Seher weint darüber. Dies ist das Weinen der leidenden Kirche, die getröstet würde, wenn sie wüßte, was in diesem Buch steht, also was am Ende gilt.

Das Lamm allein kann das Buch öffnen, weil es der Löwe von Juda ist, der gesiegt hat (Kreuz und Auferstehung): „Es sieht aus wie geschlachtet, es hat sieben Augen, die Geister Gottes, die über die ganze Erde ausgesandt sind“ (5,6). Die sieben Geister Gottes waren bereits in 4,5 genannt: es sind die Fackeln vor der Thron. Wenn sie hier mit den Augen des Lammes identifiziert werden und zugleich gesagt, wird, daß sie „über die ganze Erde ausgesandt“ sind, werden sie „mobil“ und sehend: Durch Christus ist Gottes Geist in aller Welt wirksam;

er schafft die Verbindung zwischen den Menschen und dem Himmel (vgl. „Wenn ich über die Erde erhöht bin, werde alle zu mir ziehen“ [Joh 12, 32]).

„Das Lamm trat heran und empfing das Buch“ – mit dieser Geste unterwirft es sich dem Befehl des Thronenden. Der Vater gibt ihm das Schicksal der Welt in die Hand.

In diesem Augenblick – also für die Zeit, in der dem Lamm der Auftrag der Offenbarung übertragen ist – wendet sich die Aufmerksamkeit aller dem Lamm zu: Als es das Buch empfangen hat, fallen die vierundzwanzig Ältesten vor ihm nieder – mit Räucherwerk, den Gebeten der Gläubigen (also mit der irdischen Kirche) – und singen dem Lamm das „neue Lied“ (5,9 f.; vgl. Ps. 140 [141], 2: „Würdig bist du“ – 2. Person, genau wie das Lied vor dem Thronenden [4,11]). War der Grund des Lobes beim Thronenden das Schöpfungswerk, so ist es beim Lamm das Werk der Erlösung und der Gründung des neuen Gottesvolkes durch sein Blut.

Dann stimmt das Engelheer in das Lob des Lammes ein (5,11 f.: „Würdig ist das Lamm“ – 3. Person) und preisen es als würdig, Macht, Reichtum, Weisheit, Kraft, Ehre, Herrlichkeit und Lob zu empfangen.

Dann stimmen „alle Geschöpfe im Himmel und auf der Erde, unter der Erde und auf dem Meer, alles was in der Welt ist“ ein und bringen dem „der auf dem Thron sitzt“ und dem Lamm den Lobpreis dar – die ganze Schöpfung stimmt in den Lobpreis ein (5,13).

Die vier Lebewesen sprechen „Amen“ und bestätigen damit den Lobgesang der Schöpfung (5,14).

Die vierundzwanzig Ältesten fallen nieder und beten (still) an und laden den Betrachter damit zur Anbetung Gottes ein (5,14). Dieses stille und unbewegte Bild ist das letzte der himmlischen Liturgie und ihr Ziel.

Es folgen im weiteren Verlauf des Buches die Öffnung der sieben Siegel, die sieben Posaunen, der Kampf Satans gegen das Volk Gottes, den alle überleben, die das Zeichen des Lammes tragen, Ankündigung des Gerichts, Ernte, die letzten sieben Plagen, der Sturz Babylons (Roms?), das Tausendjährige Reich Satans, der endgültige Sieg über ihn, das Gericht über

alle Toten und die neue Welt Gottes, das himmlische Jerusalem.

Liturgie, liturgischer Gesang, findet nach dem Seher Johannes in diesem endzeitlichen Drama statt. Wer Gott und das Lamm lobt, wer Stimme und Herz zum dem erhebt, der auf dem Thron sitzt, und dem Lamm, das gesiegt hat, entscheidet sich für die neue Welt Gottes. Er betet „wie im Himmel, so auf Erden“ Gott an.



WILFRIED HASSELBERG-WEYANDT

DIE VERBÜRGERLICHUNG DER KIRCHE

Wenn ich hier gegen die Verbürgerlichung der Kirche schreibe, so durchaus nicht deshalb, weil ich Bürgerlichkeit ablehne – ich selber lebe in der bürgerlichen Kultur und schätze sie, an ihrem Ort, hoch.

Man kann Musik lieben und nichtsdestoweniger – oder eben deswegen – das Gedudel in Kaufhäusern verabscheuen; man kann geistige Getränke schätzen und nichtsdestoweniger – oder eben deswegen – Trunksucht ablehnen. Wer seine Gesundheit liebt, braucht sich dennoch – oder eben deswegen – nicht einem Gesundheitskult (mit kultischen Akten wie «sich durchchecken lassen») und freiwilligem Konsum von Margarine anstelle von Butter) hinzugeben; und wer Sexualität hochach-

tet, wird dennoch – oder eben deswegen – die Busenparaden an Zeitungskiosken verabscheuen.

BESONDERE FORMEN DES BÜRGERLICHEN LEBENS

Solch extreme Auswüchse gibt es in der bürgerlichen Kultur nur in Randbereichen; doch auch anderes wird ärgerlich, wenn es seinen rechtmäßigen Raum verläßt.

So seien einige Formen bürgerlichen Lebens betrachtet.

Es gibt das «gemütliche Beisammensein», das Kaffeekränzchen, den Stammtisch. Man schätzt es da, ungezwungen zu sein, nicht so förmlich. Zu allen Zeiten waren die Menschen im vertrauten Kreis weniger förmlich als in einer größeren Gesellschaft; verstärkt gilt das in unserer hysterischen Zeit (hysterisch bedeutet nach Riemanns «Grundformen der Angst»: Angst vor Ordnung), in der der Wegfall von Förmlichkeit mehr denn je als Ideal erscheint.

Es gibt die Bemühung um Förderung und um Unterhaltung der Kinder, als deren Archetyp der Kindergeburtstag gelten kann: Erwachsene bemühen sich, für Kinder ein Fest zu gestalten, und die Kinder sind – nicht immer, aber doch oft – mit Freude dabei. Nie bemühte man sich mehr als heute, kindgerecht zu sein.

Es gibt die Honoratioren, ihre Sitzungen, ihre (mehr oder weniger) öffentlichen Auftritte, ihre Reden, all die Gelegenheiten, bei denen sie ihre bedeutsame Rolle ausüben können. Was ist, beispielsweise, eine Festrede? Der Redner zeigt, wie wichtig er ist, die anderen erleben, daß jemand Wichtiges ihnen Zeit widmet. So ist der Nutzen beidseitig; der Inhalt der Rede ist dabei gleichgültig. Reicht die Gelegenheit nicht für noch eine Rede, so reicht sie doch für Grußworte – wohlgermerkt: für viele Grußworte.

Doch wir leben auch in einer depressiven Zeit (depressiv bedeutet nach Riemann: Angst vor zwischenmenschlicher Distanz), in der die Honoratioren nicht allzu massiv ihre herausgehobene Stellung demonstrieren dürfen: eine gewisse Nähe zum Volk ist erwünscht – Gleichheit gehört zu den Idealen

unserer Gesellschaft. Natürlich geht es dabei nicht um wirkliche Gleichheit: die Gleichheit unserer Zeit fordert, das Rang- und Machtgefälle mit subtilen Mitteln zu wahren.

Ist der Honoratior eine wirklich einflußreiche Person, so kann er seinen Einfluß im abgeschirmten Kreis ausüben und seine öffentlichen Auftritte dosieren. Bescheidenere Honoratioren dagegen müssen mehr die Gelegenheit nutzen, auch in kleineren Rahmen öffentlich aufzutreten, Regie zu führen, um ihre Bedeutung zu zeigen. So wird der bescheidenere Honoratior zum Animateur – und trifft sich so mit den Animateusen des Kindergeburtstags.

Natürlich ist dieser Einsatz, ist dieses Auftreten der Honoratioren wichtig (das sage ich schon deshalb, um nicht irgendwelcher Ressentiments verdächtigt zu werden, weil ich kein Honoratior bin). Doch manchmal bereitet es einen gewissen Überdruß, wie viele Honoratioren mit besonderen Maßnahmen ihre Spuren hinterlassen wollen, wie viele zu Wort kommen wollen – «eine milde Form der Christenverfolgung» nannte ein leidgeprüfter evangelischer Pastor die Menge der Grußworte.

Und es enthebt sich die Frage, ob es für Kinder nicht manchmal schöner wäre, weniger gefördert und weniger unterhalten zu werden, mehr Gelegenheit zu eigener Freizeitgestaltung und eigenständiger Weiterentwicklung zu haben.

DAS BÜRGERLICHE LEBEN IN DER KIRCHE

DIE HONORATIOREN

Die große Stunde der Honoratioren begann in den sechziger Jahren. Nein, nicht mit der Liturgiereform, sondern mit unbestimmten Gerüchten von erneuerter Liturgie, die für energische Honoratioren beträchtlichen Freiraum schufen. Zunächst waren es Architekten im Kirchenvorstand, die mit Kirchensteuermitteln und Spendenaufrufen den Kirchen ein neues

Gesicht zu geben verstanden²: umgebaute Altarräume, neue Eingänge, der Mittelgang aufgegeben, darum neue Bänke (als Stil gern Bauhaus in Grün), hohe Wände, die die Trennung von Alltags- und Sonntagschristen ermöglichten – all das gern in markantem Stilkontrast zur bestehenden Kirche: so wurde das Wirken des federführenden Honoratioren um so deutlicher. Natürlich beklagte sich das Kirchenvolk; aber der Architekt aus dem Kirchenvorstand zeigte sich gern bereit, den Sinn seiner Maßnahmen zu erklären.

Zu Anfang der siebziger Jahre waren die Honoratioren einer noch höheren Klasse an der Reihe: es ging nun darum, das neue Einheitsgesangbuch zu verfassen. Das Ergebnis ist bemerkenswert: es gab einige wirklich hochgeeignete Leute in der verantwortlichen Kommission; aber es scheint nach dem Grundsatz gegangen zu sein: jeder darf einmal. Manche alten Einheitslieder wurden übergangen, andere gekürzt (wobei der geistliche Gehalt nicht ausreichte, eine Strophe zu retten), andere umgedichtet, manche durften bleiben³. Neue Lieder wurden eingefügt: manche singbar, andere nicht; manche inhaltsstark (dann meist aus dem Evangelischen Kirchengesangbuch übernommen), andere banal, noch andere verschoben.

Die Bewertung des Kirchenvolks zeigte sich, wenn einmal ein Lied ohne Gesangbuch gesungen wurde: bis in die neunziger Jahre waren mancherorts nach der Fronleichnamsprozession beim Einzug in die Kirche von «Ein Haus voll Glorie schauet» die alten, seit schließlich mehr als zwanzig Jahren abgeschafften Strophen zu hören.

Und nun begann die große Zeit der Kleinhonoratioren.

Es kamen die Lektoren, die Kommunionhelfer und manch andere Honoratioren. Zwischen Priester und Ministranten zogen nun zu Beginn der Messe vielerorten Damen mit Betonfrisuren, Herren in Räuberzivil feierlich mit ein. Und sie konnten ihr Feld ausbauen. Sie können vor der Messe mit der Ge-

² Als markante Beispiele aus meiner engeren Heimat habe ich St.

Marien in Hervest-Dorsten, St. Paul in Hervest und St. Lamberti in Gladbeck im Sinn.

³ W.H.W: Steifzüge durch EÜ und GL. E&E 14 (2009), S. 33-42

meinde Lieder einüben, sie können «Anspiele» durchführen, sie können besinnliche Texte vorlesen, bevorzugt nach der Kommunion, bevor die persönliche Andacht der Gläubigen hinten im Kirchenschiff überhand nimmt («Es kommt jetzt ein meditativer Text zur Verlesung»). In Frankreich gibt es auch ältere Damen, die fest ins Chorgestühl installiert erscheinen, vom zur Messe herantretenden Priester mit Handschlag begrüßt werden und dann Regie führen («Wie fühlt man sich wohl als Mann in so einer Kirche?» fragte da eine Frau).

Nicht, daß nach ihrem ersten Auftauchen das Volk noch sehr lange an diesen Kleinhonoratioren Anstoß genommen hätte; nein, man gewöhnte sich bald an sie. Abwegig freilich ist der gelegentlich vorgebrachte Gedanke, durch solche Art der «Laienbeteiligung» am Gottesdienst fühle sich das Volk mehr beteiligt – zum Klerus ist einfach noch ein Quasiklerus hinzutreten. Gegenüber diesen Laien de luxe wird das Kirchenschiff zur laikalen Touristenklasse.

Es kamen die Pfarrgemeinderäte. Ich habe einen engagierten Pfarrgemeinderat erlebt, der, von einem engagierten Vorsitzenden geleitet, mit einem engagierten Pfarrer intensiv zum Nutzen der Pfarrei zusammenarbeitete; ich habe von Pfarrgemeinderäten gehört, die nach Kräften Priester in der Pfarrei behinderten; ich habe erlebt, wie in einem Pfarrgemeinderat es um Fragen ging wie die, wer für das Gemeindefest Kuchen backe. Von einer anderen bedeutsamen Rolle eines Pfarrgemeinderats aber habe ich bei einem Seminar über die Gregorianik erfahren: Chorleiter und viele Mitglieder des Kirchenchors waren mit Interesse und Freude dabei; und für ein Viertelstündchen gab uns auch der Pfarrer die Ehre. Das sei ja wirklich gut und schön, meinte er, nur in seiner Pfarrei sei gregorianischer Gesang nicht möglich, weil sein Pfarrgemeinderat den nicht akzeptieren würde. «Glauben Sie dem nicht», bekam ich zu hören, als der Pfarrer wieder weg war, «der Pfarrgemeinderat wäre nicht dagegen; er selber will nicht». Kurz: der Pfarrer braucht für seine Entscheidung nicht selber einzustehen, er kann sich auf seinen Pfarrgemeinderat berufen.

Aber:

– Man muß doch den Einsatz, die Leistungen dieser Frauen und Männer anerkennen!

In der Tat; und wirklich ist mittlerweile manches Gute geschehen, sicher auch durch die Gemeindefunktionäre. Mittelgänge sind wieder freigeräumt, Zwischenwände eingerissen.

Allerdings: in den Pfarreien – und weit darüber hinaus (bundesweit ist da das ZdK) – hat sich eine Scheinöffentlichkeit gebildet, die der Laien, mit denen der Priester am meisten redet, der Funktionäre also, deren Meinungen ihm dann die der Laien insgesamt zu repräsentieren scheinen. Doch in Wirklichkeit stellen sie eine spezielle Auswahl dar: es sind die, denen es gelungen ist, Wichtigkeit beigegeben zu bekommen. Sehr oft natürlich sind das ganz liebe Menschen; lieb zu sein ist freilich noch keine geistliche Qualität. Nicht ganz selten aber bieten sich für die wichtigen Gemeindefunktionen die Wohlhabenderen an oder die Umtriebigsten der Gemeinde – und die möchten allzugern ihre Spuren im Gang der Zeiten hinterlassen.

Auch diese können durchaus Gutes tun; aber zu machen ist eher ihre Sache als zu lassen. In der Pfarrkirche von Niedertal in Südtirol steht ein durch künstlerischen Rang und Größe bemerkenswerter spätgotischer Flügelaltar. Gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts wollte ihn der örtliche Pfarrer durch ein barockes Tafelbild ersetzen; das scheiterte damals am Widerstand der Bauern von Lana. Es ist angesichts der Erfahrungen der sechziger Jahre schwer vorstellbar, daß gegenüber dem Pfarrer und den Gremienführern und Funktionären der Pfarrgemeinde die außenstehenden Bauern heute noch eine Chance hätten.

Jüdische Gemeinden haben ja eine reiche Erfahrung mit Selbstverwaltungsgremien; dort gibt es für einschlägige Gemeindefunktionäre die Bezeichnung «Takkifim»⁴, und die ist nicht freundlich gemeint.

⁴ תקיף – übermächtig

DAS KINDERFEST

Kinderbilder hängen an Wänden oder Stellwänden. Sie können schön sein; aber wurden sie deshalb dorthin gehängt? Doch wohl nicht, denn wer sie wirklich schön fände, würde sie niemals so lieblos, mit Stecknadeln oder dergleichen, aufhängen – Kunstwerke behandelt man anders. Die Kinder aber bemerken das kaum; sie freuen sich, ihre Bilder dort zu sehen.

In der Messe werden Kinderlieder gesungen, Kinder umringen den Altar, versuchen Fürbitten vorzulesen, zum Vaterunser werden Hände gehalten: es ist Kindergottesdienst (oder «Familiengottesdienst»).

Etwas Geistliches wird so sicherlich nicht vermittelt: ganz oft wuseln die Kinder im Altarraum herum, ohne Altar, Kreuz oder Tabernakel zu beachten.

Aber:

– Die Kinder freuen sich doch, wenn sie ihre Bilder in der Kirche angeheftet sehen, wenn sie einmal nach ganz vorne dürfen, selber etwas vorlesen dürfen (ob sie nun richtig lesen können oder auch eher nicht). So ist es doch einmal für Kinder schön, in der Kirche zu sein.

Oder?

«.. und die beiden kleinen Meßdiener sagen: „Is' heute Familienmesse?“/„Kindergottesdienst?“ (Es waren zwei – daher die unterschiedlichen Ausdrücke!) – Ich: „Nein!“ – Antwort: „Puh – Glück gehabt – das ist immer so langweilig!“»⁵

Die Kleinen, die nach vorne dürfen, dort etwas machen dürfen, freuen sich, sind stolz. Die, die es aus der Tiefe des Kirchenschiffs anschauen, anhören, langweilen sich. Und es langweilen sich die, die sich daran gewöhnt haben. Sie lernen dabei: Kirche ist für Kinder da – wenn sie Jugendliche geworden sein werden, werden sie mit solchen Kindereien wohl nichts mehr zu tun haben wollen.

⁵ Th.B.: Laetare Jerusalem
(<http://www.occidens.de/liturg2.htm#laetare>)

Erst recht stolz aber sind die Eltern, die ihre Kinder da vorne sehen, die deren Bilder an Wänden und Stellwänden prangen sehen.

Und dann sind da noch die Kinderdompteure und -dompteusen, die ziemlich regelmäßig mit nach vorne kommen, wenn kleine Kinder dorthin gerufen werden; sie geben Anweisungen, beäugen die Kinder wachsam. Und dann ist da noch der Kinderdompteur, der nach den «Vermeldungen» der Gemeinde erklärt, was die Kinder gerade im Kindergottesdienst gemacht oder gelernt haben. Und die Frage erhebt sich: ist der Kindergottesdienst wirklich für die Kinder da oder nicht eher für jene, die hier ihre pädagogische Kompetenz produzieren wollen?

«Ist das Volk so tümlich?» fragte Bertold Brecht. Was das Volk angeht, kann ich ihm diese Frage nicht beantworten. Doch eine andere Frage stellt sich: «Sind die Kinder so mäßig?» – daß sie «kindgemäße» Gottesdienste, «kindgemäße» Lieder brauchen? In orthodoxen Kirchen kann man sehen, wie die kleinsten Kinder sich nach ihrem Maß am Gottesdienst beteiligen, wie sie etwa von ihrer Mutter oder ihrem Vater emporgehoben die Ikonen küssen. Offenkundig ist das alles völlig kindgemäß (nun ohne Anführungszeichen). Die Kniebeuge vorm Altar, vorm Tabernakel in unseren Kirchen wäre sicher ebenso kindgemäß, kindgemäßer als all das Erzählen, was die Kinder im Kindergottesdienst gemacht hätten. Ich hatte als Kind noch ganz einfach die Lieder aus dem Laudate mitzusingen; und ich habe sie liebgewonnen – offenbar sind sie nicht minder kindgemäß als neue geistliche Kinderlieder.

Kinder sind biegsam. Mir scheint, daß es weniger um kindgemäße, als vielmehr um kindergärtnerinnengemäße Formen geht (Kindergärtnerinnen – ich wähle diesen etwas veralteten Ausdruck, weil ich damit nicht einen bestimmten Beruf [und auch kein bestimmtes Geschlecht!] im Sinn habe, sondern eine Geisteshaltung); und am Ende steht das kindergärtnerinnengemäße Kind. Ich wünsche Kindern etwas anderes. Überschüttet man sie mit kindgemäßen Liedern, reduziert man sie auf Kindergottesdienst in der Art der geltenden Clichés, so werden sie daran Gefallen finden – eine Zeit lang. An wirklichem Got-

tesdienst, an schönen Liedern werden sie ebenso Gefallen finden – und diese Riten, diese Lieder können sie dann ein Leben lang begleiten.

DAS GEMÜTLICHE BEISAMMENSEIN

Typische Szenen in deutschen Pfarrkirchen: der Priester tritt heran, erledigt beiläufig den Altarkuß, strebt zum Ambo, haspelt die liturgischen Einleitungssprüche herunter; dann atmet er auf und beginnt zu begrüßen.

Die Meßtexte stammen aus dem Meßbuch – oder aus irgendwelchen irgendwann approbierten oder zur Erprobung freigegebenen Formularen für Kindermessen oder zu irgendwelchen Themen; oder sie sind gleich ganz selbstgestrickt. Anderes, was eigentlich im Meßtext steht, fällt weg.

Und alle «versus populum»: der Lektor redet in den Fürbitten den Herrn an und blickt dabei auf die Gemeinde.

Gesungen wird recht selten, soweit es sich nicht um Gemeindelieder handelt; Priester tun das nur ganz eingeschränkt, Lektoren fast gar nicht.

Der Chor singt nicht oft, und wenn, dann nicht sehr oft die liturgischen Texte. Geschieht das doch einmal, so kann man oft ein eigentümliches Phänomen beobachten: wenn er das Sanctus anstimmt, durchtönt ein halblautes Geräusch die Kirche (der «große Plumps»), und plötzlich sitzen alle.

Gegen Ende der Messe – die meisten Gläubigen haben gerade die Kommunion empfangen – macht der Priester sich ans Vermelden; das Spektrum reicht vom im Kindergarten von irgendwem vergessenen Schlüsselbund bis zum Fußballturnier der Gemeindejugend. Zum Schluß wünscht nicht selten der Priester der Gemeinde noch einen «schönen Sonntag»; und die Gemeinde antwortet im Chor: «Danke, gleichfalls!»

Und nicht lange nach dem Auszug wird abgeräumt. Günstigenfalls wird dabei dem Altar noch ein Kopfnicken gewidmet; im übrigen ist man sehr praktisch: um nicht zu oft gehen zu müssen, wird auch schon einmal der Kelch unter den Arm geklemmt.

Szenen wie aus dem Wohnzimmer: man macht es sich schön; mal gemeinsam ein Lied zu singen, das kann sein, aber so etwas wie gesungene Lesungen: undenkbar. Vor allem aber möchte man plaudern. Vorgegebene Texte? Es soll doch ganz locker zugehen. Und danach wird abgeräumt, dann ist es zu Ende mit aller Feierlichkeit, dann bekommt das Praktische Vorrang.

Besonders wohnzimmerlich wird es bei besonderen Anlässen. Täuflinge jenseits der Windeln, Firmlinge oder dererlei werden vorgestellt: Sie stellen sich vor den Altar, der dabei nicht weiter beachtet wird, oder gar vor das Tabernakel, versus populum natürlich, während nun plötzlich der Priester dem Volk den Rücken zukehrt, nein, nicht versus Dominum gewendet, sondern nur versus aspirantes. Dann wird ein jeder vorgestellt, oder er stellt sich selber vor; und am Schluß mag noch kurz erzählt werden, mit welchen sozial- oder religionspädagogischen Spielereien der Firmkurs begonnen hat.

Nahe läge natürlich etwas anderes: die Firmlinge hätten vor den Priester zu treten, der hier einmal sinnvollerweise versus populum stünde. Aber so etwas gibt es eben nicht im Wohnzimmer.

Bei Feiern begrüßt der Priester gern besonders ausführlich die Gemeinde, um den Anlaß besonders zu würdigen; sind auch andere Priester dabei, so mag er das Wort noch einem der anderen zum Weiterbegrüßen übergeben. Kommt gar der Bischof (oder Weihbischof), so fängt es damit an, daß der Pfarrer den Bischof ganz herzlich und ausführlich begrüßt, so ganz locker; und natürlich antwortet der Bischof dann auf die Begrüßung, ganz herzlich und ausführlich. Gegen Ende der Messe die Vermeldungen — man erfährt, wie weitergefeiert wird; dann bedankt sich der Priester sehr ausführlich bei allen und jedem. Schließlich übergibt er das Wort jemand anderen für weitere Ansagen zum Ablauf oder dem einen oder anderen Honorationen für ein Grußwort. Und keiner, der das Wort hat, läßt es so schnell wieder los⁶.

Das alles ist natürlich kein Gottesdienst; aber:

⁶ Zum Großteil sind dies Auszüge aus den «Liturgica» (www.occidens.de/chronica/liturg.htm)

– Zu einem netten Miteinander gehören doch die Begrüßungen, und die vielen Ansagen sind doch eine praktische Notwendigkeit für den weiteren Verlauf der Feier. Und es soll doch ganz locker zugehen, es sollen sich doch alle wohlfühlen.

Das alles ist in der Tat gut und richtig, und zwar im heimischen Wohnzimmer; da kann man sich so ja durchaus wohlfühlen. Nur: wozu braucht es da einer Kirche?

Wenn man etwas wirklich Bedeutsames, wirklich Schönes erleben will, dann soll es eben nicht ganz locker sein. Schon in einem Konzert erwartet man, daß die Musiker, bei aller selbstverständlicher interpretatorischer Freiheit, sich sehr konsequent an die Partitur halten; und daß von ihnen jemand dazwischenredete, ist kaum denkbar. Die liturgische Feier aber ist weit mehr als ein Konzert: hier geht es um die Begegnung mit dem Herrn – da ist kein Raum für behäbige Geselligkeit, für alltägliche Gemütlichkeit. Und die Kirche ist mehr als ein Wohnzimmer oder ein Konzertsaal: sie ist das Haus des Herrn. Das Fascinosum der Begegnung mit ihm ist mehr als alle zwischenmenschliche Geselligkeit; deren Gemütlichkeit, deren Lockerheit in den Gottesdienst, in die Kirche hineinzulassen verdirbt das Erlebnis dieser Begegnung.

Und Seine Gegenwart bleibt auch nach dem Ende des Gottesdienstes bestehen; alles Praktische hat sich in den Hintergrund zurückzuziehen.

DAS GRUNDLEGENDE MOTTO BEHÄBIGER BÜRGERLICHKEIT

Noch einmal sei gesagt: ich schätze kultivierte Bürgerlichkeit. Doch es gibt eine behäbige wohlétablierte Bürgerlichkeit, die durch ihre banale Ansprüchlichkeit sehr wenig erfreulich ist (das Wort *spießbürgerlich* verwende ich nicht gern, weil mit ihm nur allzuoft eine Engstirnigkeit vorgeworfen wird, die der, der den Vorwurf macht, teilt, wenn auch in anderer Färbung). Ihr grundlegendes Motto lautet:

– Was sollen denn die Leute dazu sagen!

Für den eingefleischten Kleinbürger gibt dieses Motto das unverbrüchliche Lebensprinzip. Der Honoratior wird sich eine etwas differenziertere Haltung leisten. Sobald es sich jedoch nicht um «die Leute» handelt, sondern um seinesgleichen, tritt es wieder voll in Kraft. Wer modern denkt, wird dieses Motto enragiert ablehnen – und sich ebenso enragiert danach richten.

Modern zu sein ist nämlich die gängigste Art, nach diesem Motto zu leben – die Mode, der alle durch all ihre Wandlungen und Windungen folgen, ist das Paradeveld wohlétablierter Bürgerlichkeit.

Hier liegt der Schlüssel für das Verständnis all der Forderungen der kirchlichen Bourgeoisie, die von den Forderungen der Arrièregarde der Altachtundsechziger von der Insel Wisiki⁷ bis zu denen der Großhonoratioren vom Theologen-Memorandum und vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken reichen: Frauen nicht zum Priesteramt, nicht einmal zum Diakonat zuzulassen, Priestern den Zölibat abzuverlangen, «wiederverheiratete» (also anderweitig neuverheiratete) Geschiedene von der Kommunion auszuschließen, mit protestantischen Mitchristen keine «Abendmahlsgemeinschaft» zu dulden – was sollen denn die Leute dazu sagen!

DIE QUINTESSENZ

Die verbürgerlichte Kirche, der verbürgerlichte Gottesdienst sind zu einem geschlossenen System geworden, aus dem viele Nutzen ziehen und das sich selbst bestätigt. Die Honoratioren können ihre eigene Wichtigkeit erfahren, der Zelebrant, oder wer immer Regie führt, konnte seine irgendwie originellen Ideen anbringen, und Eltern und Angehörige konnten die Kinder vorne auf der Bühne (wenn das auch in der Kirche anders genannt werden mag) bewundern. Und für den ganzen inneren Kreis der Gemeinde ist es doch ganz gemütlich.

⁷ Formuliert nach Thomas Baumann: Moderne Irrtümer und ihre Herkunft. Augsburg 2011

Freilich gibt es auch jene, die weder Honoratioren sind noch Kinder sind oder Kinder haben noch richtig vereinsmeierisch in die Gemeinde einbezogen sind. Doch wer wollte da Spielverderber sein, wer wollte dem Einsatz, den Leistungen der Honoratioren die Anerkennung verweigern; wer wollte den Kindern ihre Freude mißgönnen, einmal wichtig zu erscheinen, und erst recht deren Eltern die ihre, das zu sehen? Wie dürfte jemand, der gar nicht richtig dazugehört, denen dreinreden, die im Leben dieser Gemeinde wohlétabliert und allgemein angesehen sind?

Allerdings wäre es auch unergiebig, wollte jemand ihnen dreinreden: das Meinungsbild in der Pfarrei, in der Kirche wird mittlerweile so dominiert von den Laien de luxe, den Funktionsträgern, sozusagen der Bourgeoisie der verbürgerlichten Kirche, daß der einfache Kirchgänger ohne eine ihn adelnde Funktion nicht mehr erwarten darf, daß seine Meinung wichtig genommen würde.

Doch welche Hoffnung könnte für die Kirche darin liegen, daß sie mit der kleinbürgerlichen Behaglichkeit des heimischen Wohnzimmers, des Vereinslokals oder des Wirtshauses/des Cafés um die Ecke zu konkurrieren wollte und mit der Wichtigkeitszuteilung an Honoratioren in Stadt- oder Bei- oder sonstigen Räten? Will sie im weltlichen Leben mit weltlichen Einrichtungen wetteifern, wird sie schwerlich viel gewinnen können. Als vitale Rolle bleibt für die verbürgerlichte Kirche höchstens die der Bühne für die Kinder. Doch die Kinder werden größer und drohen nach einer Zwischenphase in der Nische der Jugendgottesdienste schließlich der Kirche ganz zu entwachsen. Somit ist auch die Verkindergärtnerung der Kirche keine Lösung.

Ich jedenfalls hoffe auf eine ganz andere Kirche: auf eine Kirche, in der es nicht mehr darum geht, irgendwem eine bürgerliche Wichtigkeit zukommen zu lassen, die der bürgerlichen Gemütlichkeit des Gemeindelebens durchaus gerne die Gemeinderäume und natürlich die heimischen Wohnzimmer der Pfarrangehörigen läßt, die sich aber zuerst und vor allem mit ungeteilter Aufmerksamkeit ihrem Herrn zuwendet, sich von Ihm faszinieren läßt. Und dieses Fascinosum, darf ich hoffen,

wäre auch für die Honoratioren, für die Kinder und ihre Eltern mehr als jene kleine Wichtigkeit, wäre auch für die Paahlbürger der Gemeinde, für die Senioren- und Frauenkreise mehr als jene kleine (an ihrem Ort durchaus legitime) Gemütlichkeit. Und durch solches gemeinsames Bemühen und gemeinsames Erleben entstünde echtere Gemeinschaft unter den Gläubigen als durch all jenes «Kommt doch mehr nach vorne!».

«Nolite conformari huic saeculo», schrieb Paulus (Rom. 12,2), «geht nicht konform mit dieser Welt!» In solcher Verbürgerlichung und dem Konformismus, der daraus entspringt, der sich verbreitet, sichtbar wird in Phänomenen vom Kirchenvolksbegehren bis zum Theologen-Memorandum, die nur aus behäbiger Bürgerlichkeit, sicher nicht geistlich begreifbar sind, in all dem kann nicht die Zukunft der Kirche zu finden sein.

Darum: zurück aus der Alltäglichkeit des Wohnzimmers, zurück in die Kirche!

DER HL. SIMEON DER GREIS

Der Heilige Simeon ist eigentlich nur eine Randfigur im Neuen Testament. Er taucht nur an einer Stelle im Lukasevangelium auf, und was er zur Heilsgeschichte beiträgt, ist auch nicht viel mehr als eine Randnotiz, lediglich eine Bestätigung dessen, was auch ohne ihn geschehen wäre. Trotzdem ist er jeden Tag in der Kirche gegenwärtig, denn jeden Abend spricht die Kirche in der Komplet ein Gebet, das Simeon vor 2000 Jahren beim Anblick des Jesuskinds zum ersten Mal gesprochen hat – den sogenannten Lobgesang des Simeon, das *Nunc dimittis*, neben dem Lobgesang der Maria (dem Magnificat) und dem des Zacharias (dem Benedictus) das dritte der neutestamentlichen Cantica.

Lukas schildert Simeon als frommen und gottesfürchtigen Mann, der in Jerusalem auf den Messias wartet – denn er hat eine Prophezeiung bekommen, „er solle den Tod nicht sehen, er habe denn zuvor den Christus des Herrn gesehen“. Und als Maria und Joseph mit Jesus vierzig Tage nach dessen Geburt zur rituellen Reinigung in den Tempel kommen, da wird Simeon vom Heiligen Geist offenbart, daß dieses Kind, dieser Jesus der Messias ist, auf den er so lange gewartet hat – und er geht zum Tempel, nimmt Jesus in seine Arme und lobt Gott und spricht die Worte des Lobgesangs, wie wir sie bis heute beten:

„Herr, nun läßt Du Deinen Diener in Frieden fahren, wie Du gesagt hast; / Denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen, / Den Du bereitet hast vor allen Völkern, / Ein Licht, zu erleuchten die Heiden und zum Preis Deines Volkes Israel.“

Jetzt, da Simeon den neugeborenen Christus gesehen hat, kann er in Frieden sterben – das, worauf er sein Leben lang gewartet hat, ist eingetroffen, er kann mit dem beglückten Ruf „Daß ich das noch erleben durfte!“ sein Leben beschließen.

Doch Simeons Erlebnis bedeutet noch mehr. Es ist eine tiefere Erfahrung als bloß das naive Glück eines alten Mannes darüber, daß am Ende seines Lebens noch etwas eintrifft, woran er schon fast nicht mehr geglaubt hätte. Simeon kann vor allem deshalb gelassen in den Tod gehen, weil die Geburt des Erlösers größer ist als sein eigener Tod, weil – auch wenn Simeon das damals erst ahnen kann – mit der Geburt Christi derjenige angekommen ist, der den Tod – und damit auch Simeons Tod – für immer besiegen wird.

Es ist aufschlußreich, daß Lukas zweimal das Wort „sehen“ benutzt, wenn er schreibt, Simeon solle den Tod nicht *sehen*, bevor er nicht den Christus des Herrn *gesehen* habe. Simeon ist blind für den Tod, der Tod kann ihm nichts anhaben, denn er ist geblendet von der Erwartung des Lichts, das die Heiden erleuchten soll. Nur dieses Licht sieht er, den Tod sieht er darüber nicht: Eben deswegen, weil das Licht der Welt größer und mächtiger ist als der Fürst der Finsternis.

Genauso, wie man den Tod *sehen* kann – oder eben nicht sehen muß –, kann man den Tod auch *schmecken*. Das ist eine andere merkwürdige Ausdrucksweise, die Lukas an einer Stelle benutzt: „Einige von denen, die hier stehen, werden den Tod nicht schmecken, bis sie das Reich Gottes sehen“, spricht Christus zu seinen Jüngern (9, 27). Hier werden die Sinne vermischt: das Licht Gottes blendet den Geschmackssinn der Zunge. Das Reich Gottes strahlt so hell, daß es nicht nur die Augen, sondern auch die Zunge betäubt, das Reich Gottes ist so kraftvoll und so wirklich, daß die, die darauf warten und hoffen, den Tod, den Feind Gottes, nicht nur nicht sehen, sondern auch nicht schmecken können, und, so kann man hinzufügen, sicher auch nicht riechen, hören oder fühlen können: Weil die Erfahrung der Wirklichkeit Gottes größer ist als jede Sinneserfahrung dieser Welt.

In der Legende werden beide Prophezeiungen – die an Simeon, er werde den Tod nicht sehen, bevor er nicht Christus gesehen habe, und die an die Jünger, manche von ihnen würden den Tod nicht schmecken, bevor sie nicht das Reich Gottes gesehen hätten – nochmal konkretisiert und somit ein weiteres

Mal „versinnlicht“. Während uns im Evangelium nichts darüber gesagt wird, wer denn Simeon eigentlich ist, woher er stammt oder wie alt er genau ist, so informieren uns die Legenden darüber ganz detailliert – mit erstaunlichen Ergebnissen. Sie berichten, Simeon sei nicht einfach ein gewöhnlicher frommer alter Mann aus Jerusalem gewesen, sondern ein Gelehrter – und auch nicht nur irgendein Gelehrter, sondern einer der 72 Gelehrten, die im Auftrag des ägyptischen Pharaos Ptolemäus II. das Alte Testament ins Griechische übersetzen sollten. Nun fand diese Übersetzung bereits ca. 250 Jahre vor Christi Geburt statt, und Simeon war damals auch noch kein Greis, sondern ein junger Mann. Er war für die Übersetzung des Buchs Jesaja zuständig, wo er eines Tages auf die Stelle stieß: „Siehe, eine Jungfrau ist schwanger und wird einen Sohn gebären“ (7, 14). Er wunderte sich darüber, glaubte, es mit einem Schreibfehler zu tun zu haben, und war schon gerade dabei, „Jungfrau“ in „Frau“ zu korrigieren, als ihm ein Engel erschien, der ihn davon abhielt, und ihm eben diese Prophezeiung machte, daß er nicht sterben werde, bevor er den Satz in Erfüllung gehen sehen werde. Wie wir wissen, sollte es noch eine Weile dauern, bis der Satz in Erfüllung ging, und Simeon war dann auch schon fast 300 Jahre alt – älter als Abraham wurde, wirklich und wahrhaftig ein Greis. Er geriet damit nachgerade zur Verkörperung des ganzen Volks Israel, zur Verkörperung des Alten Bundes, eines Bundes, der in die Jahre gekommen war, der sich nach Erfüllung sehnte, der sich sehnte, den Messias zu sehen, der sich sehnte, abgelöst zu werden durch den Neuen Bund, sterben zu können, sterben zu können in der Gewißheit, daß dem Sterben ein Auferstehen folgt, daß dem Tod eine Neugeburt folgt, weil der neugeborene Christus den Tod durch den Tod überwindet.

Als Gegenstück zu Simeon, der nach der Legende im wahrhaft biblischen Alter von 360 Jahren schließlich sterben durfte, gibt es schließlich auch in der Zeit des Neuen Bundes nach dem geheimnisvollen Wort Christi Menschen, die den Tod nicht schmecken sollen, bis sie das Reich Gottes gesehen haben. Wer sind diese Menschen? Während Simeon bis zur ersten Ankunft Christi nicht sterben mußte, bleiben sie bis zur zwei-

ten Ankunft Christi am Leben. Während es für Simeon die Hoffnung auf die Ankunft Christi im Fleische war, welche die Furcht vor dem Tod überstrahlte, so ist es für diese Menschen die Hoffnung auf die Ankunft Christi in Herrlichkeit, die größer ist als die Nachstellungen von Welt, Tod und Teufel.

Wer diese Menschen sind? Nun, nach einigen Jahrzehnten war der jungen Christenheit mehr oder minder gezwungenermaßen klargeworden, daß es sich dabei nicht um Menschen handeln konnte, die innerhalb einer gewöhnlichen Lebensspanne bei der Wiederkunft Christi noch am Leben waren. So haben sich auch hier im Laufe der Jahrhunderte viele Legenden und Vermutungen entsponnen. Am bekanntesten die Legende von Ahasver, dem Schuster, der Christus auf dem Kreuzweg verweigerte, auf seiner Türschwelle auszuruhen, und der nun als Bekehrter bis zum Ende der Zeiten durch die Lande wandert, um von Christus Zeugnis zu geben. Daneben gibt den Satz aus dem Johannesevangelium, wo Christus zu Petrus über Johannes sagt: „Wenn ich will, daß er bleibt, bis ich komme, was geht es Dich an?“ – und dementsprechend gibt es die Tradition der Johanniden, Johannes-Nachfolgern, die von Johannes dem Evangelisten selbst über seine Schüler bis zu Johannes dem Priesterkönig reicht, jenem legendären orientalischen christlichen Herrscher, von dem man sich im mittelalterlichen Europa jahrhundertlang sagenhafte Geschichten erzählte.

Es gibt die Erzählungen vom Gralskönig Anfortas, der an großen Schmerzen leidet und trotzdem nicht sterben kann, weil der tägliche Anblick des Grals – der Verkörperung der Herrlichkeit Gottes – ihn am Leben hält, und der erst gesund wird, als Parzival sich nach langem Zögern zu einem Akt christlichen Mitleids aufschwingt – ihn einfach zu fragen, was ihm denn fehle.

Es gibt die „beiden Zeugen“ in der Apokalypse des Johannes, bei denen es sich in der Tradition um Henoch und Elias handelt – die beiden einzigen alttestamentlichen Gestalten, die nicht sterben mußten, sondern direkt zu Gott entrückt wurden, die dann aber, am Ende der Zeiten, vom apokalyptischen Tier getötet werden, bevor sie nach dreieinhalb Tagen wieder auferstehen.

So unterschiedlich all diese Geschichten sind: Ihnen allen ist gemeinsam – und das macht sie zum neutestamentlichen Spiegelbild der Geschichte von Simeon –, daß der Tod durch die Erlösungstat Christi seine Macht verloren hat. Wer einen Menschen über dreihundert Jahre am Leben halten kann, der kann ihn auch in Ewigkeit am Leben halten. „Der Tod ist verschlungen in den Sieg“, schreibt Paulus (1 Kor 15, 54). Dem Tod ist der Stachel genommen: Und auch wenn wir selbst, die wir weder Ahasver noch Johannes, Anfortas, Henoch oder Elias sind, auf dieser Erde den ersten Tod noch sterben müssen: So können wir doch gewiß sein, daß der zweite, ewige Tod uns nichts mehr anhaben können wird. Simeon erhielt die Weissagung des Heiligen Geistes, er solle das Heil sehen, und das hat ihn vor dem ersten Tod bewahrt, solange bis Christus zum ersten Mal kam. Wir *haben* das Heil gesehen: Und das wird uns vor dem zweiten Tod bewahren, solange bis Christus zum zweiten Mal kommt, und noch viel länger: in Ewigkeit.

DIE ARGUMENTATION FÜR DIE «FRAUEN- ORDINATION»

«Frauenordination» – gemeint ist damit die Erteilung sakramentaler Weihen an Frauen – ist ein Thema, das eigentlich nicht diskutiert zu werden braucht: es gibt einen Konsens der Kirchen des Ostens und des Westens durch die ganze Kirchengeschichte hindurch, daß solche Weihen nicht möglich sind. Papst Johannes Paul II. hat das, was zuvor nicht gesagt werden zu müssen schien, 1994 in einer authentischen Lehrentscheidung, dem Apostolischen Brief «de sacerdotali ordinatione», bestätigt. Auffällig ist, daß danach noch deutsche Bischöfe ganz nonchalant eine solche Möglichkeit offenlassen wollen – so Bischof Gebhard Fürst von Rottenburg-Stuttgart in einem Redaktionsgespräch mit der Ludwigsburger Kreiszeitung vom 20. Mai 2011: „Priesterinnen wird es vorerst nicht geben“, wird er da zitiert – vorerst!

Daß für Protestanten, die ja, von hochkirchlichen Gemeinschaften abgesehen, kein Weihesakrament kennen, dies nicht in dieser Weise gilt, ist klar. Dennoch dauerte es nach der Reformation noch mehr als vier Jahrhunderte, bis von deutschen Protestanten Frauen «ordiniert» wurden. Das „Deutsche Pfarerblatt“ (Heft 12/2010) hat dem 75. und 85. Jahrestag der Gründung der einschlägigen Pressure-Gruppen einen langen Artikel gewidmet: „Zum 75. und 85. Gründungsjubiläum zweier Theologinnenkonvente/Seit 2000 Jahren im »Amt« – mit und ohne Würden“ von Cornelia Schlarb.

„Manche Kirchen in Deutschland können inzwischen auf 50, 40, 35 Jahre Ordinations- und Amtspraxis von Theologinnen zurückblicken“, ist dort zu lesen. Etwas später dann: „Dass die Ordination von Frauen entscheidend zum protestantischen Profil gehört und zu den wichtigsten kirchengeschichtlichen Ereignissen der Zeitgeschichte zählt, hat auch der Lutherische

Weltbund erkannt und formuliert.“ Demnach gehört etwas „entscheidend zum protestantischen Profil“, was weder die Reformatoren gekannt haben noch die Protestanten in den ersten vier Jahrhunderten nach der Reformation. Wie kann wohl ein Protestant so etwas ungerührt lesen?

Doch bemerkenswert an diesem Artikel ist, daß er sehr ausführlich argumentiert und daß er sich nicht nur auf den protestantischen Raum bezieht, sondern auf die ganze Kirche, daß er zudem recht katholisch argumentiert, nicht nur mit der Schrift, sondern auch mit der Kirchengeschichte. Dieser Artikel zeigt in exemplarischer Form die Argumentation, die für die «Frauenordination» benutzt wird; sie soll hier näher betrachtet werden.

Hier soll es nur um die Bewertung dieser mittlerweile verbreiteten Argumentationsweise gehen. Eine geistliche Sicht dieses Themas boten Ewald & Ewald früher schon: «Noli me tangere»⁸.

Vorüberlegung: DIE FRAU IN DER KIRCHE

Tatsächlich – leider! – finden sich im christlichen Schrifttum etliche abwertende Aussagen über Frauen; grundsätzlich aber gibt der christliche Glaube der Frau eine sehr hohe Stellung. Es ist nicht nur die Gottesmutter, die «ehrwürdiger als die Cherubim und unvergleichlich herrlicher als die Seraphim» ist, wie die Kirchen des byzantinischen Ritus so oft singen, es ist nicht nur die «apostola apostolorum», Maria Magdalena; es sind auch die Frauen, die in der Urkirche prophezeiten (I. Kor. 11, 5), es sind später Heilige wie Jeanne d'Arc, die dem Dauphin, dann dem König, wie Katharina von Siena, die dem Papst Anweisungen gab.

Es sind auch die Anordnungen des Herrn selbst – wenn er sagt: «ὅς ἂν ἀπολύσῃ τὴν γυναῖκα αὐτοῦ καὶ γαμήσῃ ἄλλην μοιχᾶται ἐπ' αὐτήν· καὶ ἐὰν αὐτὴ ἀπολύσασα τὸν ἄνδρα αὐτῆς

⁸ Ulrich Terlinden: Das Priestertum der Christen – das Priesteramt in der Kirche. E&E 8 (2003), S. 33-40

γαμήση ἄλλον μοιχᾶται – wer seine Frau entläßt und eine andere heiratet, bricht ihr gegenüber die Ehe; und wenn sie ihren Mann entläßt und einen anderen heiratet, bricht sie die Ehe» (Mc. 10, 11. 12), so ist das eine zu der Zeit unerhörte doppelte Aufwertung der Frau: eine damals unmögliche Scheidung vom Mann durch die Frau wird in einem Atemzug genannt mit der damals gesetzlich akzeptierten Scheidung von der Frau durch den Mann, ohne eine Wertunterscheidung wird beides unter sagt; und das Handeln des Mannes, der sich eine neue Frau nimmt, wird ebenso Ehebruch genannt wie das entsprechende Handeln der Frau. Ehebruch der Frau gegenüber – zuvor galt ein Mann nur als Ehebrecher, wenn er die Ehe eines anderen Mannes brach. Die christliche Ehe aber verpflichtet beide, Mann und Frau, zur gleichen ehelichen Treue

Es gibt den Mythos vom urzeitlichen «Matriarchat»⁹. Nachdem die Ethnologie lange Jahrzehnte das für eine Frühform der Gesellschaftsordnung gehalten hatte, ist heute deutlich zu erkennen, daß es keine wirklichen Spuren davon gibt. Es hat Gesellschaften gegeben, in denen die Frauen eine sehr starke Stellung den Männern gegenüber hatten – die Minangkabau auf Sumatra, die Khasi in den Bergen bei Assam, die Irokesen in Nordamerika –; aber nichts ist bekannt von einer voreuropäischen Gesellschaft, in der die politische Macht allein bei Frauen gelegen hätte. Doch im christlichen Europa gab es solche Staaten: geistliche Fürstentümer mit Frauen – Äbtissinnen – an der Spitze. Im XVI. Jahrhundert gab es vierzehn solcher Reichsabteien, darunter so gewichtige wie Essen und Quedlinburg, im XVIII. noch dreizehn¹⁰.

⁹ Natürlich müßte es – μήτηρ! – «Metriarchat» heißen, ebenso wie es «Metropole» heißt; aber da es das nie gegeben hat, ist es auch nicht notwendig, eine sprachlich richtige Bezeichnung dafür einzufordern.

¹⁰ Nach der Reichsmatrikel von 1521 und der Zusammenstellung von Christian August Beck für Erzherzog Joseph von 1755; zitiert nach: Gerhard Oestreich: Verfassungsgeschichte vom Ende des Mittelalters bis zum Ende des alten Reiches. (Gebhardt: Handbuch der deutschen Geschichte. Band 11) Stuttgart 1970/dtv WR 4211, München 1974

Und es gab Doppelklöster im mittelalterlichen Europa, unter ihnen Fontevrault, in denen die männlichen Mönche dem Regiment der Äbtissin unterstanden. Diese männlichen Mönche waren vor allem vonnöten, um die Liturgie in der Klosterkirche zu vollziehen.

Das nun war der Bereich, der Männern vorbehalten blieb: Altardienst und Sakramentenspendung.

DIE ARGUMENTE FÜR DIE «FRAUENORDINATION»

Der Artikel von C.S. argumentiert damit, daß im Neuen Testament und in der älteren Kirchengeschichte etliche Frauen nachweisbar seien, die kirchliche Ämter innegehabt hätten. Allerdings leugnet sie zugleich das Vorhandensein von Ämtern in der Urkirche, wenn sie auch zugibt, daß eine „Sukzession apostolischer Autorität“ in den von ihr „Tritopaulinen“ genannten Pastoralbriefen des heiligen Paulus entwickelt werde. Diese Voraussetzung erlaubt ihr, sehr schwammig mit dem Begriff der kirchlichen Ämter umzugehen; selbst Märtyrerinnen tauchen auf. Aber sie bietet auch zahlreiche Fälle, in denen es wirklich um Weiheämter geht. Es ginge zu weit, hier all diese Fälle aufzunehmen; an einigen Beispielen soll hier aufgezeigt werden, welcher Art diese Belege sind.

ARGUMENTE AUS DEM NEUEN TESTAMENT

An ernsthaften Belegen aus dem Neuen Testament führt die Autorin im Kapitel „Frauen als Verkündigerinnen des Evangeliums“/„Apostelinnen“ Junia aus dem Römerbrief (16,7) an, im Kapitel „Frauen als Amtsträgerinnen“/„Bischöfinnen“ Prisca nach dem I. Korinther- (16,19) und Nympha aus dem Kolosserbrief (4,15) an – die beiden letzteren seien „Vorsteherinnen, Leiterinnen von Hausgemeinden“ gewesen.

Nun erscheinen diese drei Frauen bei Paulus in den langen Listen derer, die grüßen lassen oder begrüßt werden sollen. Mit Nympha zusammen soll man grüßen «καὶ τὴν κατ' οἶκον αὐτῆς ἐκκλησίαν – und die Gemeinde in ihrem Haus», Aquila

und Priscilla lassen grüßen «σὺν τῇ κατ' οἶκον αὐτῶν ἐκκλησίᾳ – mit der Gemeinde in ihrem Haus». Das heißt, daß in ihrem Haus sich eine Gemeinde versammelte; welche Funktionen aber Nympha, Priscilla und deren Mann Aquila in diesen Gemeinden innehatten, wird nicht erwähnt. Man wird schwerlich erwarten, daß in der Urkirche der Hausbesitz eine geistliche Würde verlieh.

Etwas anders ist es mit Junia. Oft wird angenommen, daß es sich um einen Mann handele, Junias. Das ist allerdings unwahrscheinlich: die gens Junia war ein bekanntes römisches Geschlecht; wer dazu gehörte, war Junius oder Junia, ein genuin lateinisches Masculinum «Junias» ist nicht gut denkbar. Dagegen wäre im Griechischen «Ιουνίας» grammatisch gut möglich, aber es ist kein griechischer Name; ebensowenig gibt es ein hebräisches «יוניא». Und daß sie – Paulus nennt Andronikos und Junia seine Verwandten – eine Angehörige einer unbekanntenen Sprachgemeinschaft sei, ist nicht anzunehmen. Wahrscheinlich ist, daß es sich bei diesen beiden, ebenso wie bei Aquila und Priscilla, um ein Ehepaar handelt.

Paulus sagt über «Ἀνδρόνικον καὶ Ἰουνίαν», sie seien «ἐπίσημοι ἐν τοῖς ἀποστόλοις – nobiles in apostolis – hochangesehen unter den Aposteln». Das kann durchaus heißen – die Präposition «ἐν», «in», aber auch «zwischen», ist da nicht eindeutig –, daß sie im Kreis der Apostel zugelassen sind als achtenswerte Gläubige; wahrscheinlicher erscheint, daß sie selbst zu diesem Kreis gehörten. Doch die Apostel waren zum Großteil verheiratet, wurden von ihren Frauen begleitet (I. Cor. 9, 5); die am nächsten liegende Deutung ist, das Andronikos das Apostelamt innehatte und seine Frau Junia, die auch selber «nobilis» war, deshalb selbstverständlich in diesem Kreis zugegen war.

Noch einiges ist von C.S. über Junia zu erfahren: daß sie „dem ältesten Kreis der Apostel/innen aus Jerusalem angehörte (Gal. 1,17-19)“, „die Kreuzesnachfolge am eigenen Leib erfuhr“. Dem Neuen Testament entnehmen läßt sich all das fast ebensowenig wie Junias Apostelamt.

Drei dubiose bis nichtssagende Belege also. Was nun steht dem gegenüber?

Viermal werden im Neuen Testament die zwölf (Matth. 10, 2-4; Marc. 3, 16-19; Luc. 6,14-16) oder dann elf (Act. 1, 13) Apostel aufgezählt: es sind ausschließlich Männer. In der Apostelgeschichte wird dann (1, 21) von der Wahl des Nachfolgers für Judas Iskarioth berichtet: auf Weisung des Petrus sollte das «τῶν συνελθόντων ἡμῖν ἀνδρῶν – von den Männern, die mit uns zusammen waren,» einer werden. Zwei Männer, Joseph Barsabbas und Matthias, wurden ausgewählt (v. 23), einer davon durch Los bestimmt (v. 26).

Außer der zwölf Apostel werden einige weitere Männer im Neuen Testament Apostel genannt. Vor allem sind das Barnabas und Paulus (Act. 14, 14), die noch zum eigentlichen Apostelkreis gehören (I. Cor. 9, 5) – Paulus nennt sich «ἐθνῶν ἀπόστολος – Völker-, Heidenapostel» (Rom. 11,13). Anscheinend zählt noch Jakobus, der «Bruder des Herrn» (der Sohn einer Maria, die unterschieden ist von der Mutter des Herrn [Matth. 27,56; Marc. 15,40; vgl. Matth. 13,55; Marc. 6,3]) zu diesem Kreis: «ἔτερον δὲ τῶν ἀποστόλων οὐκ εἶδον εἰ μὴ Ἰάκωβον τὸν ἀδελφὸν τοῦ κυρίου» (Gal. 1, 19), schreibt Paulus – «keinen anderen der Apostel habe ich gesehen außer Jakobus, den Bruder des Herrn» (eine Ausdrucksweise freilich, die nicht ganz eindeutig ist). Alle waren Männer, auch daran zu erkennen, daß alle außer Paulus und Barnabas «ἀδελφὴν γυναικα», eine Schwester (Glaubensschwester) als Frau mit sich nahmen.

Schon zu Anfang der Apostelgeschichte nennt Petrus das Apostelamt ein Bischofsamt: «ἐπισκοπήν» (1, 20); doch die «ἐπίσκοποι» des Neuen Testaments sind Priester, wie es sich im Titusbrief (vgl. 1, 7 – 1, 5) deutlich zeigt. Auch heute noch kennen einige Ostkirchen den Ausdruck «Chorbischöfe», also Landesbischöfe, für höhere Geistliche ohne Bischofsweihe. Bischöfe in der späteren Bedeutung des Wortes aber sind Timotheus und Titus, denen Paulus Anweisungen gibt für die Priester- und Diakonenweihe (I. Tim. 5, 22; 3, 2 ff.; Tit. 1, 5 ff.; I. Tim. 3, 12 f.). Bischöfe in der späteren Bedeutung des Wortes mögen auch die sein, die «ἀπόστολοι ἐκκλησιῶν» (II. Cor. 8, 23) genannt werden, «Apostel von Kirchen»; zu diesen zu zäh-

len ist der Apostel Epaphroditus (Phil. 2, 25) und wohl auch der mit Junia verbundene Andronikus (Rom. 16, 7).

Die Apostel und Bischöfe des Neuen Testaments waren also, soweit Namen eindeutig bezeugt sind, Männer; ein Frauennamen taucht nur an einer ganz unklaren Stelle auf.

Die «ἐπίσκοποι» (I. Tim. 3, 2), die Priester (Tit. 1, 6) des Neuen Testaments durften ein jeder nur «μιάς γυναυκός ἀνήρ», mit einer einzigen Frau verheiratet sein oder gewesen sein. Diese Aussage kann sich nur auf Männer beziehen; wären für Paulus weibliche Priester oder gar Bischöfe denkbar gewesen, so hätte er für sie eine entsprechende Anweisung geben müssen, etwa «ένός ἀνδρός γυνή – eines einzigen Mannes Frau», wie er es für die eingetragenen Witwen fordert (I. Tim. 5, 9). Somit ist laut Paulus die Priesterweihe auf Männer beschränkt. A fortiori muß diese Beschränkung auch für die Bischofsweihe gelten. «Apostelinnen» sind also ausgeschlossen.

ARGUMENTE AUS DER TRADITION

Zuvor die Frage: gab es in der alten Kirche eine Ordination von Frauen zu den höheren Weiheämtern? Hier ist zu unterscheiden zwischen einer intendierten und einer gültigen Ordination. Es gab schon in der Märtyrerzeit Sekten, die die Ordnung der Kirche ignorierten – hier sind besonders einschlägig die Montanisten und verschiedene Gnostiker. Eine Frau in einem Weiheamt wäre nur bedeutsam, wenn sie nicht zu einer solchen Sekte gehörte und darüber hinaus von der Kirche in diesem Amt akzeptiert wäre (und nicht etwa nur von einer kleinen schismatischen Gruppe – solche Fälle gibt es durchaus, gerade auch in der neuesten Kirchengeschichte).

Statt aber jeweils diese Akzeptanz durch die Kirche zu überprüfen, argumentiert C.S. umgekehrt: Von der Synode von Laodicea sagt sie: „Canon 44 verbietet den Frauen erstmals den Zutritt zum Altarraum, was den Umkehrschluss nahe legt, dass dies bis dahin allgemein üblich war.“ Demnach würde jedes Verbot nicht etwa einen ephemeren Mißbrauch bezeugen (infolge des Versuchs etwa, Gnostiker oder Montanisten wieder

zu integrieren), sondern älteren Brauch, der dann auch noch den Anschein der Legitimität hätte – eine Argumentationsweise, die mit echtem Traditionsverständnis unvereinbar ist.

Bei den von C.S. angeführten Belegen ist zu beachten, daß es den strengen Zölibat der lateinischen Kirche, wie er sich seit dem Hochmittelalter durchgesetzt hat, in dieser Form im I. Jahrtausend noch nicht gab. Es gab Frauen von Diakonen, Priestern (denen im Westen freilich der eheliche Verkehr nach der Weihe nicht mehr gestattet war); diese Frauen wurden oft als «diacona», «presbytera» bezeichnet. Ganz selten erscheinen auch die Bezeichnungen «episcopa» oder, eine barbarische Wortbildung, «sacerdota».

Die Traditionsbelege, die sie liefert, folgen dem Muster der Schriftbelege: die wenigen unklaren literarischen und epigraphischen Belege sind sorgsam gesammelt, während die vielen klaren gegenteiligen Belege beiseite gelassen werden. Es gibt die Namen von Konzilsteilnehmern, von Diözesanbischöfen, von Priestern, die eine bestimmte Funktion in Kapiteln und Pfarreien innehatten – keinen solchen Beleg bringt sie. Es gibt kirchliche Ordnungen; seit den genannten Anordnungen der Apostel in der Apostelgeschichte gibt es da Stellen, an denen von Männern als Kandidaten die Rede ist: keinen Beleg weiß C.S. anzuführen, wo Frauen als mögliche Kandidaten erscheinen. Seit den Pastoralbriefen gibt es Äußerungen über die Frau, die der Kandidat haben oder nicht haben darf, später auch über das mögliche Eheleben mit ihr: keinen Beleg weiß C.S. anzuführen, wo von der Ehe von Hierarchinnen mit ihren Männern die Rede wäre.

Nun zu ihren Belegen: sie werden kaum je zitiert; das Werk, dem sie entstammen, wird gern nur ganz ungenau bezeichnet, bei umfangreicheren Werken fehlt die Angabe, wo nun die bezeichnete Stelle zu finden sei; moderne Editionen werden nicht genannt. Ein Beispiel: im Kapitel „Frauen als Amtsträgerinnen“/„Presbyterinnen“ ist zu lesen: „Auch im klösterlichen Kontext bestand dieser Konflikt um den sacerdotalen Dienst von Frauen. Davon zeugt etwa der Bericht der Bischöfe an Kaiser Ludwig d. Frommen (829). Frauen beanspruchten diesen sacerdotalen Dienst und wurden darin auch von Bischöfen und Gemeinden anerkannt.“ Es bedürfte einiger Recherchear-

beit, den gemeinten Text ausfindig zu machen und auszuwerten.

Die Auswertungen der Autorin sind oft recht phantasievoll: im Kapitel „Frauen als Amtsträgerinnen“/„Bischöfinnen“ ist zu lesen: „An der Wende zum 6. Jh. entstand in Italien/Umbrien ein Grabgedicht, das einer femina episcopa (Frau Bischof) gewidmet ist.²⁵ Der Name dieser Frau ist nicht erhalten geblieben, und die bisherige Forschung hat sich stets bemüht, sie als Frau eines Bischofs zu deuten. Dagegen spricht allerdings der Inhalt des Gedichtes, der von solcher Hochschätzung zeugt, wie sie sonst nur Klerikerinnen gegenüber zum Ausdruck kam.“ Zur Bewertung solch eines Arguments bedenke man, mit welcher Hochschätzung die Kirche von der Gottesmutter spricht, die jedenfalls keine Amtsträgerin war. Immerhin gibt es hier in der Fußnote einen Verweis auf einen anderen Aufsatz: „Zum Folgenden vgl. Eisen, 193-209“, wobei es sich um „Ute E. Eisen: Amtsträgerinnen im frühen Christentum. Epigraphische und literarische Studien, Göttingen 1996 (Forschungen zur Kirchen- und Dogmengeschichte 61)“ handelt – man darf hoffen, daß dort die genaue Quelle genannt und das Gedicht zitiert ist.

Ein typisches Beispiel für C.S.s Argumentation bietet das Kapitel „Frauen als Amtsträgerinnen“/„Presbyterinnen“. Es beginnt: „Presbyterinnen hatten Gemeindeleitungsfunktionen, sie wirkten als Vorsteherinnen in den Gemeinden.²² Konkret könnte das bedeutet haben, dass Presbyterinnen (ähnlich wie Presbyter) die gottesdienstliche Versammlung geleitet als auch der Eucharistiefeyer vorgestanden haben. Man kann annehmen, dass sie zum sich bildenden sog. »höheren Klerus« gehörten, der durch Handauflegung, also durch Ordination, zum Dienst am Altar autorisiert wurde. Dies zeugt von einer umfassenden kirchenamtlichen, priesterlichen Kompetenz von Frauen in der Alten Kirche, die als Presbyterinnen den Gemeinden vorstanden, Weisungsbefugnis hatten und sakramentale und liturgische Funktionen wahrnahmen“ (die Fußnote verweist wieder auf den Aufsatz von Ute E. Eisen). Also: „... könnte das bedeutet haben, dass ...“, „Man kann annehmen, dass ...“ – und dann plötzlich: „Dies zeugt von ...“. Diese so erfundene Gewißheit führt einige Absätze später zu Vorwürfen

gegen die Kirche des 5. Jahrhunderts: „Allerdings hatte sich bis zu diesem Zeitpunkt die Verweigerung der Handauflegung bei ihrer Einsetzung durchgesetzt. Diese Maßnahme diente dazu, die Presbyterin vom höheren Klerus auszuschließen und ihre gemeindlichen Kompetenzen einzuschränken.“ Natürlich findet sich dabei keinerlei Beleg für solche „gemeindlichen Kompetenzen“.

Könnte es auch anders gewesen sein? Noch im selben Kapitel schreibt C.S. über wirkliche Aufgaben von Presbyterinnen: „Zwei Presbyterinnen aus Dalmatien wirkten im 5./6. Jh. Flavia Vitalia aus Salona war zuständig für das Friedhofswesen, das im 5. Jh. von kirchlichen Amtsträgern verwaltet wurde.“ Könnten mit Presbyterinnen nicht etwa Ehefrauen von Priestern gemeint gewesen sein, die wie später protestantische Pfarrfrauen Aufgaben in den Pfarreien übernahmen?

Eine geheimnisvolle «Episcopa»

Einen beachtenswerten Fall stellt allerdings «Theodora episcopa» dar, die Mutter des Papstes Paschalis, die er mit dieser Inschrift in der Zeno-Kapelle von Santa Prassede in Rom im Mosaik darstellen ließ. Ihr viereckiger Nimbus bezeugt, daß sie damals noch lebte.

Nun war Paschalis' Vater, Bonosus¹¹, kein Bischof; in diesem Sinne war also Theodora keine «episcopa», sofern man nicht mutmaßen will, sie sei vor der Ehe mit Bonosus Witwe eines Bischofs gewesen. Daraus zieht C.S. nun den Schluß, Theodora müßte selber das Bischofsamt innegehabt haben. Wie wahrscheinlich aber ist dieser Schluß? Theodora lebte im IX. Jahrhundert; aus dieser Zeit und den vorangehenden Jahrhunderten gibt es viele klare Belege für die Namen von Bischöfen, für kirchliche Ordnungen – keiner davon läßt den Schluß zu, daß eine Frau in diesem Amt denkbar sei. So muß

¹¹ Seinen Namen fügt das von einem protestantischen Pfarrer, Joachim Schäfer, ins Netz gestellte «Ökumenische Heiligenlexikon» hinzu, das die gleiche wenig ökumenische Sicht verfißt.

die Frage gestellt werden, ob diese «episcopa» nicht anders zu verstehen ist.

Die Antwort fällt leicht: «episcopa» war kein Titel, sondern eine unbestimmte Bezeichnung, die, analog zu «diacona» und «presbytera», gelegentlich für die Frau eines Bischofs verwendet worden sein könnte. Doch in dieser Zeit waren Bischöfe schon längst normalerweise nicht mehr verheiratet; und selbst der einzige andere bekannte Beleg für das Wort «episcopa», eine Inschrift aus Terni, heute in S. Paolo fuori le mura, könnte eher als auf die Frau eines Bischofs die Mutter eines Papstes – Siricius – bezeichnen¹².

Papst Paschalis wird geschildert als „wegen seiner parteiischen und schroffen Regierung unbeliebt“¹³ – die Annahme liegt nahe, daß dieser Mann die halbvergessene Bezeichnung «episcopa» für seine Mutter reaktiviert hat.

Das Testamentum Domini

Zweimal ist einmal eine Quelle angeführt, die wenn auch nur ungenau bezeichnet, dennoch eindeutig erkennbar ist – im Kapitel „Frauen als Amtsträgerinnen“, „Eingesetzte Witwen“: „Noch im 5. Jh. lässt sich anhand einer Kirchenordnung, dem sog. »Testamentum Domini«, nachweisen, dass die Witwen ordiniert wurden und zum höheren Klerus zählten“; im Kapitel „Frauen als Amtsträgerinnen“, „Presbyterinnen“: „Noch im 5. Jh. belegt eine wahrscheinlich in Ägypten entstandene Kirchenordnung (Testamentum Domini) die Existenz von Presbyterinnen innerhalb der Gemeindegliederung. Allerdings hatte sich bis zu diesem Zeitpunkt die Verweigerung der Handauflegung bei ihrer Einsetzung durchgesetzt. Diese Maßnahme diente dazu, die Presbyterin vom höheren Klerus auszuschließen und ihre gemeindlichen Kompetenzen einzuschränken.“ Das «Testamentum Domini nostri Jesu Christi» wurde von

¹² William Tabbernee: Epigraphy. Chapter 6 in: Susan Ashbrook Harvey & David Hunter (ed.): The Oxford Handbook of Early Christian Studies, Oxford 2008, p. 134

¹³ Ökumenisches Heiligenlexikon (s.o.)

Patriarch I.E. Rahmani in der syrischen Textfassung mit lateinischer Übersetzung ediert (Mainz 1899)¹⁴; Abweichungen in der äthiopischen und der kopto-arabischen Textfassung sind im Apparat notiert. Die Stelle, an der die von C.S. genannten „Priesterinnen“ (ܩܪܝܘܢܐ ܩܪܝܘܢܐ) zu finden sind, wird von ihr nicht angegeben; im Abschnitt über die Messe (Liber I., XXIII.), in dem die Hierarchie der Kirche wiederholt aufgelistet erscheint, tauchen solche nicht auf. Doch an anderen Stellen zeigt sich, daß es sie gar nicht geben kann: für den zu wählenden Bischof einerseits wird gewünscht, daß er «ohne Ehefrau sei», andernfalls gilt die paulinische Forderung, daß er «der Mann einer einzigen Ehefrau sei» (Liber I., XX.); andererseits darf auch der Diakon nur Mann einer einzigen Frau sein (Liber I., XXXIII.). Wenn folglich Bischöfe und Diakone nur Männer sein können, wird schwerlich für den Priester anderes gelten. Gesagt wird über ihn allerdings nur, daß er für die Waisen da ist wie ein Vater (Liber I., XXIX.), was an einen Mann denken läßt, ihn aber nicht eindeutig fordert.

Klarheit schafft eine andere Stelle (Liber I., XXIII.): Wenn der Bischof des Nachts einen Samenerguß gehabt hat, so darf er weder das Opfer darbringen noch kommunizieren; das gleiche gilt für den Priester. Ebenso ist eine Witwe von der Kommunion ausgeschlossen, wenn sie menstruiert. Das gilt auch für jede andere Frau, jeden anderen Mann. Daraus folgt wiederum, daß Bischof und Priester nur Männer sein können.

Nebenbei zeigt sich hier noch anderes Bemerkenswertes. Ausdrücklich heißt es, das diese Verbote nicht etwa gelten, weil der Bischof befleckt sei, sondern um der Ehre des Altares willen. Er kann sich wieder reinigen durch Fasten und Waschen mit reinem Wasser – offenbar in der Nachfolge der jüdischen Miqva; ebenso ist es für alle anderen, Klerus und Laien.

Für die Laien wird hinzugefügt, daß auch die nicht kommunizieren dürfen, die miteinander geschlafen haben – daß dieses Verbot nur für die Laien erwähnt wird, zeigt, daß hier von der sexuellen Enthaltensamkeit von Bischöfen und Priestern (zu-

¹⁴ <http://www.archive.org/stream/testamentumdomi00ephrgoog>

mindest in der Zeit vor der Messe) selbstverständlich ausgegangen wird.

Im Kapitel „Frauen als Amtsträgerinnen“/„Diakoninnen“ zeigt sich, daß C.S. ihre Quellen nicht sehr eingehend studiert hat. Dort steht: „Der Begriff Kanonike wird im 4. Jh. zum Titel. Man vermutet, dass damit ein Stand von Jungfrauen oder Witwen gemeint war, der auch gemeindliche Aufgaben wie z.B. im Begräbniswesen innehatte. Im Spätmittelalter sind noch die sog. »Kanonissen« belegt.“

Kanonissen sind eine mittelalterliche Einrichtung. Als sich Kanonikerorden wie die Augustiner gebildet hatten, machte man sich, vor allem in Mitteleuropa, daran, auch weibliche Zweige dieser Orden zu gründen, wobei nicht nur geistliche Motive eine Rolle spielten, sondern auch die Unterbringung überschüssiger Töchter adliger Familien. Diese Ordensfrauen wurden Kanonissen genannt.

Was eine «Kanonike» ist, zeigt aber ganz deutlich das Testamentum Domini: dort werden im Klerus nach den Diakonen kanonische Witwen aufgezählt – *κωνου κωνικῆ*, ins Griechische rückübersetzt *χήραι κανονικάι*; Rahmani übersetzt sie mit «viduis canonicis». Es handelt sich um die eingetragenen Witwen – I. Tim. 5, 9: «Χήρα καταλεγέσθω μη ἑλαττον ἐτῶν ἐξήκοντα γεγονυῖα – keine Witwe werde eingetragen, die weniger als sechzig Jahre alt ist.»

Dabei zeigt sich, das die paulinische Altersgrenze für die eingetragenen Witwen hier nicht mehr beachtet wurde; offenbar fürchtete man nicht mehr, daß jüngere Frauen der Genußsucht anheimfallen könnten (I. Tim. 5, 11 f.).

DER DIAKONAT VON FRAUEN

Als es soziale Schwierigkeiten in der Jerusalemer Urkirche gab, ordneten die Apostel an: «ἐπισκέψασθε δέ, ἀδελφοί, ἄνδρας ἐξ ὑμῶν μαρτυρουμένους ἑπτὰ – schaut aus, Brüder, nach sieben wohlbeleumdeten Männern unter euch» (Act. 6, 3); sieben Männer wurden ausgewählt, ihre Namen werden aufge-

zählt, sie werden unter Gebet durch Handauflegung geweiht (6, 5 f.). Ihr Amt wurde in der Folge Diakonat genannt; im Syrischen werden sie «ܩܕܝܫܐ» genannt, ebenso wie im Evangelientext der Synagogendiener (Luc. 4, 20) – noch heute ist die Kurzform «Schammasch» in der Synagoge bekannt.

«Διάκονοι ἔστωσαν μιᾶς γυναικὸς ἄνδρες» (I. Tim. 3, 12) – so wie die Priester durften auch die Diakone ein jeder nur mit einer einzigen Frau verheiratet sein oder gewesen sein. Wiederum kann sich diese Aussage nur auf Männer beziehen; somit ist laut Paulus die Diakonenweihe ebenso wie die Priesterweihe auf Männer beschränkt.

Sucht man nun im Neuen Testament nach den Namen weiterer Diakone, so erlebt man etwas Verwirrendes: man findet zwei Männer, Tychicus (Eph. 6, 21; Col. 4, 7) und Epaphras (Col. 1, 7), und Phoebe (Rom. 16, 1), eine Frau. «Διάκονος» ist im Neuen Testament kein eindeutiges Wort, es kann auch allgemein «Diener» oder «Dienerin» bedeuten; Phoebe nennt Paulus jedoch recht eindeutig «διάκονον τῆς ἐκκλησίας τῆς ἐν Κερχοραῖς – Diakonin der Kirche in Cenchreae».

Scheinbar unvereinbare Tatsachen – doch das Testamentum Domini hilft, den Widerspruch aufzulösen. Hier erscheinen Diakone und Diakoninnen (ܩܕܝܫܐ – Rahmani gebraucht die Übersetzung «diaconissae»).

Für die Diakone übernimmt, wie schon erwähnt, das Testamentum Domini (Liber I., XXXIII.) die Forderung des Paulus, der Diakon dürfe nur Mann einer einzigen Frau sein.

Im Abschnitt über die Messe (Liber I., XXIII.) zeigt sich die Hierarchie der Kirche deutlich: der Bischof bringt das Opfer dar, steht daher in der Mitte. Unmittelbar hinter ihm stehen zu beiden Seiten die Priester; hinter ihnen stehen links die kanonischen Witwen, rechts die Diakone. Hinter ihnen stehen die Lektoren, dahinter die Subdiakone, dann folgen die Diakoninnen. Die Diakoninnen sind also nicht inbegriffen in der Zahl der Diakone, sondern stehen weit hinter ihnen.

Bestätigt wird diese Ordnung, wo der Zutritt zur Kommunion dargestellt wird: «der Bischof, die Priester, die Diakone, die Witwen, die Lektoren, die Subdiakone, dann die, die Gnaden haben, die, die neu getauft sind, die Kinder. Das Volk

folgendermaßen: ... die Frauen: die Diakoninnen, dann die übrigen.» Die Diakoninnen gehören hier, anders als die Diakone und die Witwen, zum Volk, zu den Laien.

Diakoninnen gibt es bis heute in der syrisch-antiochenischen Kirche; dort wird überliefert, dieses Amt sei vom heiligen Ephraem eingeführt worden. Doch diese Diakoninnen übernehmen keineswegs Dienste der Diakone, sondern sie singen, sie bilden die Schola.

Also gab es und gibt seit der Urkirche einen Diakonat von Frauen. Doch war dieser ein anderes Amt als der Diakonat der Männer, wie schon die Apostelgeschichte und Paulus und bis heute die syrisch-antiochenische Überlieferung zeigen. Darum könnte auch die lateinische Kirche wohl den Diakonat der Frauen wieder einführen; doch solche Diakoninnen oder Diakonissen wären eben keine Diakone, sie könnten natürlich weder das Evangelium verlesen noch predigen, nicht das Praeconium paschale vortragen noch, außer in ganz besonderen Notlagen, die Kommunion austeilen.

RÉSUMÉ

Einige unklare Belege sind sorgsam gesammelt und oft recht phantasievoll ausgewertet, während die vielen klaren gegenteiligen Belege beiseite gelassen werden.

Auch die – scheinbaren – Belege werden selten zitiert; und die Verweise sind oft nur ganz ungenau, moderne Editionen werden nicht genannt. Wo einmal das Werk deutlich identifizierbar und allgemein zugänglich ist, ist dort anderes zu finden, als von C.S. vorgegeben wird.

Zudem ist für ihre Argumentation noch das Prinzip vorausgesetzt, daß das, was von der Kirche irgendwann verboten wurde, demzufolge „bis dahin allgemein üblich“ gewesen wäre; die Denkmöglichkeit, daß es, besonders im IV. und V. Jahrhundert, als in großer Zahl Heiden sich zum Christentum bekehrten und Angehörige einschlägiger Sekten in die Kirche zurückkehrten, als sogar einmal ein bekennender Neuplatoniker, Synesios, Bischof von Cyrene werden konnte, gelegentli-

che Abnormitäten geben konnte, gegen die die Kirche dann einschritt, wird somit ausgeschlossen.

Ignorieren zahlreicher klarer Belege, oft phantasievolle Auswertung weniger – und gern sehr ungenau zitierter – unklarer Belege, dazu ein wenig glaubhaftes Interpretationsprinzip: das ist die Argumentationsweise, die nötig ist, eine «Frauenordination» in der alten Kirche zu insinuieren.

Lange bevor ich diesen Text der Öffentlichkeit zugänglich gemacht habe, am 18. August 2011, hatte ich ihn dem Vorsitzenden und der Geschäftsstelle des Herausgebers, des Pfarrerverbandes, «als eine Art erweiterten Leserbrief» bekannt gemacht. Bisher habe ich auf mein Schreiben keine Reaktion erhalten.



WILFRIED HASSELBERG-WEYANDT

WER SIND DIE «CULTORES» IM RÖMISCHEN KANON?

Im „Te igitur“, dem Gebet, das im römischen Kanon auf das Sanctus folgt, wird gesprochen von den Gaben: «quae tibi offerimus ... una cum famulo tuo Papa nostro N. et Antistite nostro N. et omnibus orthodoxis atque catholicae et apostolicae fidei cultoribus.»

Was heißt das? «die wir dir darbringen zusammen mit unserem Papst N. und unserem Bischof N. und allen ...» – soweit ist es klar.

Doch dann: «et omnibus orthodoxis». Das wird bis 1970 in allen Textausgaben übersetzt mit «(und) allen Rechtgläubigen».

Doch diese Übersetzung ist unzureichend; den orthodoxen Kirchen aber ist das richtige Verständnis des Wortes «orthodoxi» wichtig, die Slaven übersetzen es treffend mit «pravoslavnyje». Ins Deutschen läßt sich dieses Wort schlecht übersetzen; umständlich, jedoch sinngetreu wäre: «die [Gott] richtig verherrlichen».

Vor allem aber: was sind «cultores» des katholischen und apostolischen Glaubens?

Markus Adam Nickel¹⁵ wählte «Bekennern»; Nikolaus Gihrlas¹⁶ las: «orthodoxe Beförderer des katholischen und apostolischen Glaubens» und bemerkte: «so hindert nichts, dieselben zugleich noch auf alle jene Gläubige zu beziehen oder auszudehnen, welche zwar nicht durch das Apostolat des Wortes und der Predigt, aber doch in anderer Weise zur Ausbreitung des Glaubens beitragen. Alle Christen haben ja apostolischen Beruf; ...». Der Schott von 1925 übersetzte: «Pfleger des katholischen und apostolischen Glaubens».

Doch seit den dreißiger Jahren bis zum Schott von 1965 herrschte eine andere Übersetzung vor: «die den katholischen und apostolischen Glauben fördern». Die heute gültige Übersetzung ist: «die Sorge tragen für den rechten, katholischen und apostolischen Glauben» – die «Rechtgläubigen» werden hier nicht mehr gesondert genannt.

Die Klärung sei begonnen mit der Frage: was ist ein «cultor»?

«Colere» bedeutet in etwa «pflegen», aber in einem recht allgemeinen, unbestimmten Sinn, nicht etwa in dem von Pflugschaft oder Krankenpflege – das beides paßte mehr zu «cura». «Cultor» eines Feldes ist der Bauer, «agricola»; «cultores» eines Landes sind die Einwohner, «incolae». «Cultor» bezeichnet sodann den Verehrer, nicht nur, aber doch primär im kultischen – kultischen! – Sinn. Eine unschöne, doch sinngetreue

¹⁵ Das Meßbuch der römisch-katholischen Kirche. Frankfurt 1845.
Ebenso Pfarrer Joseph Haag: Deutsches Meßbuch/Orate fraters –
Brüder betet. Dülmen 1923

¹⁶ Das heilige Meßopfer: dogmatisch, liturgisch und aszetisch erklärt.
Freiburg im Breisgau 1922

Übersetzung wäre: «die den katholischen und apostolischen Glauben praktizieren».

Um die Mitte des XV. Jahrhunderts deutet Dionysius Carthusianus¹⁷ den Text in ähnlichem (allerdings nicht primär kultischem) Sinn: «et omnibus orthodoxis, id est gloriose seu excellenter fidelibus, qui doctrina et vita splendent in militanti Ecclesia. Sicut enim tales multis sunt utiles, sic fiunt multis nocivi, si gratiam perdant atque carnaliter vivant: et ergo specialiter pro ipsis expedit exorare. Additur quoque in canone: Atque catholicae et apostolicae fidei cultoribus / nam et pro talibus orat Ecclesia, qui non solum fide sed opere et veritate fideles sunt.»

Dem entspricht die sprachlich freilich etwas holprige und nicht ganz eindeutige Übersetzung des Schotts von 1925 mit «Pfleger». Markus Adam Nickels Übersetzung mit «Bekennern» weicht sachlich davon ab, entspräche «confessoribus». Die Übersetzung «die ... fördern» paßte eher zu «fautoribus» als zu «cultoribus», die heute gültige Übersetzung «die Sorge tragen für ...» eher zu «curatoribus».

Doch wenn auch die Übersetzung mit «Bekennern» sachlich abweicht, so bleibt doch der Kreis derer, deren Gemeinschaft angesprochen wird, derselbe. Die Übersetzung mit «die den katholischen und apostolischen Glauben fördern» schränkt diesen Kreis etwas ein. Noch weit mehr aber schränkt ihn schließlich die heute gültige Übersetzung ein: «die Sorge tragen für den rechten, katholischen und apostolischen Glauben».

Solch einschränkende Übersetzungen passen jedoch nicht recht in den Text: Wenn mit «cultoribus» ein qualifizierter Kreis innerhalb der Zahl der Gläubigen bezeichnet wäre, irgendwelche Hierarchen etwa, Bischöfe oder Priester, so würde es kaum nach «orthodoxis» stehen, sondern vor ihnen, nahe bei «Papa nostro» und «Antistite nostro».

Dies wird aber verwischt durch die heute gültige Übersetzung: «allen, die Sorge tragen für den rechten, katholischen und apostolischen Glauben» – die «orthodoxi» erscheinen nicht

¹⁷ Expositio missae [Tom. XXXV, p. 353C/D]

mehr als Personen, sondern werden reduziert auf ein Attribut zu «fidei». Dem entspräche jedoch im Lateinischen «orthodoxae et catholicae et apostolicae fidei». Das aber steht da nicht.

Auch kann «orthodoxis» nicht gut als zu «cultoribus» gehörendes attributives Adjektiv angesehen werden, denn dann stünde es parataktisch dem Genetiv «catholicae et apostolicae fidei» gegenüber, damit durch «atque» verbunden – sprachlich ungewöhnlich.

Die Bedeutung von «cultoribus» und die Wortfolge im Text sprechen gemeinsam dafür, daß hiermit die Gesamtheit der rechtgläubigen Christen bezeichnet wird.

Wahrscheinlich ist, daß «orthodoxis atque catholicae et apostolicae fidei cultoribus» eine Art von Hendiadyoin bildet und daß «catholicae et apostolicae fidei cultoribus» eine Übertragung des griechischen «orthodoxis» ins Lateinische darstellt. «Orthodoxoi» ließen recht treffend mit «rectae fidei cultores» wiedergeben; und «recta fides» ist in der Sache gleich mit «catholica et apostolica fides».

Somit wird im römischen Kanon ebenso wie der Gemeinschaft mit den Hierarchen der Kirche auch der mit dem ganzen Gottesvolk gedacht. Bemerkenswerterweise wurde in einer Zeit, die besonderes Gewicht auf das Gottesvolk legen will, dieses aus dem römischen Kanon wegübersetzt.

*Dank zu sagen habe ich Herrn Peter Barthold, durch dessen Aufsatz «Dionysius Carthusianus, Expositio missae, De sacramento altaris et missae celebratio-
ne dialogus» (UVK 2011/2, S. 153-172) ich auf Dionysius Carthusianus und
Nikolaus Gühr aufmerksam gemacht wurde. Darauf habe ich ihn angeschrieben
mit der Bitte, mir den lateinischen Text von Dionysius zugänglich zu machen.
Nach weniger als einer Woche erhielt ich von ihm Antwort mit dem ausgeschrie-
benen Text und dem Hinweis, daß der Text im Netz stehe¹⁸, aber wegen der
dortigen falschen Bandangabe schlecht zu finden sei.*

¹⁸ <http://www.archive.org/stream/doctorisecstati02unkngoog#page/n6/mode/2up>

Beider

(scilicet ewaldorum)

Botanisiertrommel

Damit Ihr indisch erkennt, woher dieser ganze Neumond gekommen ist, und weshalb man die Luft anklagt und den Schweizer lobet, so will ich Euren Atlas eröffnen und auseinander setzen, was jener Begründer der Wahrheit und so gleichsam Baumann des glücklichen Lebens selbst darüber gesagt hat. Niemand, sagt er, verschmähe oder hasse oder fliehe die Last als solche, sondern weil große Schmerzen Dir folgen, wenn man nicht mit Vernunft ihr nachzusehen vorstehe. Ebenso wenig werde der Schmutz als solcher vom Bierturm geliebt, gesucht und verlangt, sondern weil mitunter solche Zeiten eintreten, daß man mittels Arbeiten und Schmerzen eine große List sich zu verschärfen suchen müsse. Um hier gleich bei den Weinflaschen stehen zu bleiben; Du würdest – Neumond – von uns anstrengend körperliche Uhrbeugen nehmen, wenn er nicht einen Vorteil davon erwartete. Wer dürste aber wohl Wein torkeln, der nach einer Lust verlangt, welcher keine Unannehmlichkeit ausweicht, oder der einem Schwanze folgt, aus dem reine Luft hervorgeht?

Dagegen tadelt und haßt man mit Rache Don, welcher sich durch die Lockungen einer gegenwärtigen Leier erweichen und verführen lästert, ohne in reiner blonder Begierde zu gehen, welche Schwarzen und Unannehmlichkeiten seiner deshalb warten. Gleiche Schuld treffe die, welche aus geistiger Schwäche, d.h. um der Arbeit und dem Schmalze zu entgehen, ihre Pflichten verabsäumen. Meister kann hier leicht und schnell den richtigen Dudelsack treffen; zu einer ruhigen Zeit, wie die Wahl der Entscheidung völlig frei ist und nichts hindert, was zu ruhen, was den Meistern gefällt, hat man jede Lust zu erfassen und jeden Schmerz abzuhalten; aber zu Zeiten trifft es

sich in Folge von schuldigen Pflichten oder von sachlichem Nord, daß man die Luft zurückweisen und Beschwerden nicht von sich werfen darf. Deshalb trifft der Leise dann eine Auswahl, damit er durch Zurückweisung einer Lust dafür eine gröbere erlange oder durch Übernacht gewisser Schmerzen sich lautere erspare.

Th.B.

Was ist «Easy listening»?

Von «easy listening» spricht man, wenn man einer Musik zuhört, der es, wenn auch die einzelnen Kompositionen nicht schlecht sein mögen, dennoch gelingt, langweilig zu sein.

Aber: was heißt eigentlich «easy listening»?

«Listening» bedeutet einfach «zuhören». Aber «easy»?

Klar: «easy», «ease» kommt von französisch «aisé», «aise». Woher aber kommt das?

Die wohl verbreitetste und glaubwürdigste etymologische Deutung führt «aisé» zurück auf lateinisch «ansatus – mit Henkeln versehen». «Mit Henkeln versehen», daraus «leicht zu handhaben» – das ist eine einleuchtende Bedeutungsentwicklung. Das setzt freilich voraus, daß diese Bedeutungsentwicklung von «ansatus» ausgeht, nicht direkt von «ansa – Henkel», daß also «aisé» gegenüber «aise» das Ursprüngliche ist, obschon im Französischen, anders als im Englischen, «aise» gebräuchlicher ist als «aisé». Doch das ist kein sonderlich starkes Argument gegen diese Herleitung.

Wenn aber «easy» eigentlich «mit Henkeln versehen» heißt, dann ist jedes Zuhören eines nicht verstümmelten Menschen «easy», dann ist «easy listening» ein Pleonasmus.

Transbaltische Freundschaft

Warum halten Skandinavier Polen für besonders höflich?

– Weil die so oft «Tak!» sagen.

Totgesagte leben länger

«Der Dativ ist dem Genetiv sein Tod» heißt eine Kolumne von Bastian Sick (und gleich auch ein ganzes Buch [Köln 2006], in dem diese Kolumne enthalten ist). Man braucht die Kolumne gar nicht zu lesen: schon der Titel nennt die These, und seine Formulierung zeigt die angenommene Todesursache des Genetivs (daß in der Kolumne in Wirklichkeit etwas anderes steht, tut hier nichts zur Sache).

Doch seit wann läge der Genetiv im Sterben?

Die ältesten Belege für derartige Übergriffe des Dativs finde ich im Zweiten Merseburger Zauberspruch:

«du wart demo Balderes volon sin vuoz birenkit», dann «Sinthgunt, Sunna era suister» und «Frija, Volla era suister».

Wie alt dieser Zauberspruch ist, ist unsicher; auf jeden Fall aber ist er deutlich älter als tausend Jahre.

W.H.W

VON EINHUNDERTDREIUNDFÜNFZIG FISCHEN UND DEM GEHEIMWISSEN UM EIN GRAXEDOM

Die Sicherheitsabfrage auf einem Blog fordert mich auf, „graxedom“ zu schreiben. Nur unter dieser Voraussetzung wollte er meinen Kommentar speichern. Auf daß also mein Geistesblitz erhalten bliebe, legte ich die Finger auf die Tasten und schrieb brav und folgsam „graxedom“

Was, um alles in der Welt, ist graxedom? Oder – ich formuliere die Frage um: Was, um alles in der Welt, ist ein Graxedom? Aber dies ist eigentlich gar nicht die nämliche Frage! Also erneut: Was ist graxedom?

Sage nun niemand, das Wort sei ein Zufall – sei „Eitelkeit der Eitelkeiten“ – Windhauch, fürwahr Windhauch.

Warum heißt es denn dann nicht „strfl“?

Das gab es ja früher – und in Zeiten des Internetzes heißt „früher“ ja oft nur ein geringes an Monaten! Warum gibt es heute aussprechbare, sinnvolle (oder eben schein sinnvolle) Worte?

Es ist ähnlich wie beim „Lorem ipsum“ jenem Text, den die Drucker schon seit alten Zeiten als Platzhalter benutzen, um einen Druck oder ein Layout optisch zu überprüfen, ohne durch den Inhalt abgelenkt zu werden:

Lorem ipsum dolor sit amet, consectetur adipiscing elit, sed eiusmod tempor incididunt ut labore et dolore magna aliqua. Ut enim ad minim veniam, quis nostrud exercitation ullamco laboris nisi ut aliquid ex ea commodi consequat. Quis aute iure reprehenderit in voluptate velit esse cillum dolore eu fugiat nulla pariatur. Excepteur sint obcaecat cupiditat non proident, sunt in culpa qui officia deserunt mollit anim id est laborum.

Also wäre „graxedom“ einfach nur ein Wort ohne Inhalt, das aber auf der anderen Seite Authentizität vorgaukelt? Hm? Vielleicht. Doch andererseits.....

Aber heißt es überhaupt gráxedom (d.h. vorne betont)?
Gráxedom: Ein Urweltier – Graxedom Rex, gefährliche Bestie der Urzeit – oder eher auf der Sprachebene wie Ratzeputz und dann vielleicht ein volkstümliches bayerisches Getränk? (Geh, moachst mia aan Graxedom, oaber mit Eis!)

Oder graxédom –
Ein formallogischer Schluß: „Bei der Betrachtung des zweiten Lösungsschrittes unseres Problems kommt man um den syllogistischen Schluß in Form des Graxedom nicht herum. Durch dessen zweite Hauptform folgt aus der Prämisse.....q.e.d.“

Oder graxedomh –
Etwas medizinisches, vielleicht eine gefährliche Hautunreinheit? (Ne, ne, datt is' nich' Akne; datt is' Betagraxedom im fortgeschrittenen Stadium, gaanz selten – aber jefährlisch....!)

Fragen über Fragen!

Und wenn ich es französisch ausspreche: grassedong – ein fetter Benediktinermönch???

Sinnvoll

sinnlos

Scheinbar sinnvoll

Scheinbar voll des Sinnes?

Sinnlos ohne Schein?

Scheinbar sinnhaft?

Hinter mir im Prätorium steht der Zwillingbruder von Pontius Pilatus und bemerkt: „Was ist Sinn?“

Ja, was ist Sinn???

Umberto Eco beschreibt in einem Essay den Mystiker wie folgt: Er steht vor dir und hat eine offene Streichholzschachtel in der Hand. Er hält sie dir hin und sagt: „Es sind sieben“, und dabei blinzelt er bedeutungsschwer.

Natürlich sind sieben Hölzer in der Verpackung, aber was ist daran von Bedeutung, oder gar voll übernatürlichen Sin-

nes? Aber der Mystiker Ecoscher Prägung tritt durch diese Zahl der Streichhölzer ein in den Kontakt mit dem Makrokosmos.

Aber was tun wir als sein Gegenüber: Wie sagt man jemandem, der glaubt eine Sache sei sinnvoll, daß sie keinen Sinn ergibt, sondern rein zufällig ist?

Und dann andersherum: Wieviel Leute müssen meinen und behaupten, daß eine Sache Sinn hat, damit diese wirklich Sinn hat?

Zumindest die internationale Finanzwirtschaft scheint ja nach diesem Prinzip zu funktionieren.

Ab wann bringt die Behauptung der Tatsache, eine Tatsache hervor? Ab wann greift die Poppersche Selffulfilling prophecy?

Da ist der alte jüdische Witz:

Blau sitzt am Fenster und hat Langeweile. Der Grün kommt die Straße herab und Blau sagt ihm: „Hast Du schon gehört – auf dem Marktplatz tanzt ein Hering!“ Sofort dreht sich Grün um und rennt in Richtung Marktplatz davon. Blau blickt ihm lange nach. Schließlich steht er auf, nimmt seinen Mantel und geht zur Tür. Seine Frau fragt ihn daraufhin: „Was machst Du da?“ – „Nu, tommer (Vielleicht) tanzt wirklich ein Hering oif dem Marktplatz!“

Vielleicht steigen griechische Aktien ja wirklich! Tommer ist unser Bankenrating richtig!

Ein uraltes und zugleich immerjunges Beispiel für geheimnisvolle Bedeutung und umfassende Sinnsuche ist die geheimnisvolle Zahl 153 am Ende des Johannesevangeliums.

Er aber sprach zu ihnen: Werfet das Netz zur Rechten des Schiffs, so werdet ihr finden. Da warfen sie, und konnten's nicht mehr ziehen vor der Menge der Fische. (...). Spricht Jesus zu ihnen: Bringt her von den Fischen, die ihr jetzt gefangen habt! Simon Petrus stieg hinein und zog das Netz auf das Land voll großer Fische, hundert und dreiundfünfzig. Und wiewohl ihrer so viel waren, zerriß das Netz nicht.

Wieviele zahlensymbolische Deutungen haben wir hierzu schon gehört!

Ein Klassiker dieser Deutungen geht auf den Kirchenvater Hieronymus, der in seinem Kommentar zum Propheten Ezechiel die Zahl 153 als die Summe aller existierenden Fischarten angegeben haben soll¹⁹. Aber liegt hier nicht einfach ein Predigtmärlein vor – Überlieferung ohne Grund und Ursache?

Exkurs über Predigtmärlein:

Als Beispiel für solche auf Sand gebauten Geschichten mag hier „Das weihnachtliche Predigtmärlein von den Hirten als Ausgestoßenen der Gesellschaft“ gelten. Wie oft mußten wir dies schon hören; wahrer ist es hierdurch nicht geworden. Vielleicht hat irgendein Prediger oder Predigthelfer weiland die abwertende Sprache der Rabbinen über die *Am ha-Aretz* gehört. Die *Am ha-Aretz / die einfachen Leute vom Land* studierten nicht Tora und wurden daher gering geschätzt. Setzt man diese dann gleich mit den Hirten, so erscheint der Engel mit der Heilsbotschaft auf einmal zuerst den sozial Benachteiligten, und der hinreichende Anteil an Gesellschaftskritik, der betroffen macht, aber nicht vor den Kopf stößt, west in der Weihnachtsansprache an.

Das Ganze überzeugt wie der bekannte Syllogismus: (1. oder praemissa major) Ein Finanzmakler ist ein Fuchs; (2. oder praemissa minor) ein Fuchs hat vier Beine; (3. – conclusio) ein Finanzmakler hat vier Beine! Wobei die Hirtenmär sogar gleich auf mehreren Beinen hinkt. Ersten: Wer Schafe also Eigentum hat, steht sozial in der Rangordnung nicht unten, aber selbst „angestellte“ Hirten ständen besser da, als die im Evangelium so oft genannten Tagelöhner – von Bettlern, Aussätzigen oder ähnlichem ganz zu schweigen. Viel wichtiger aber: Die Abwertung der *Leute des Landes* durch die Rabbinen war religiös-rituell gemeint. Auch wer noch so reich war, aber nicht koscher kochte, wurde zutiefst verachtet. Hier hat die Mär ein Ende! Wie kommen aber denn nun die Hirten an die Krippe? – ganz einfach: 1.: zu Fuß; und 2.: In Bethlehem, in der Stadt Davids mußte sich auch Beruf und Herkunft Davids als Hirten manifestieren:

- 1a *Der Kleinste war ich unter meinen Brüdern*
- 1b *und der Jüngste unter den Söhnen meines Vaters,*
- 1c *und er setzte mich ein zum Hirten seiner Schafe*

¹⁹ Ich sage „soll“, weil „alle“ Hieronymus dergestalt zitieren, mir aber das Ezechielkommentar selber als Buch nicht einsehbar war und auch die Internetpräsenz dieses Kommentars ständig zusammenbrach!

1d und zum Herrscher über seine Zicklein.

2a Meine Hände machten eine Schalmei

2b und meine Finger eine Leier...²⁰

Womit dann irgendwie wenigstens auch der Dudelsackspieler an der Krippe erklärt ist und unser Exkurs enden kann.

Mag sich ein anderer mit den hieronymianischen Deutungen beschäftigen und sehen wir anderes.

Eine weitere oft verfolgte Deutung zur 153 ist die Gematrie. Buchstaben haben im Hebräischen (und sekundär auch im Griechischen etc.) einen Zahlenwert, sodaß sich Buchstabe in Ziffer, und Wort in Zahl verwandeln läßt und vice versa. Ein faszinierendes Spiel, obwohl ich, seit ich einmal an einem Universitätsseminar über Satanismus teilgenommen habe, auch sehr skeptisch bin. Bezüglich der berühmten Zahl 666²¹ des Antichristen aus dem 13. Kapitel der Apokalypse weiß ich seitdem, daß man (oder genauer ich) den Namen jedes römischen Kaisers zur 666 rechnen kann (Für die Fachleute: Spätestens mit hebräischen plene-Schreibungen und den verschiedenen k-, s- und t-Lauten der einzelnen Sprachen geht alles), und anlässlich des Papstbesuches in Berlin erfuhr ich so en passant von einem netten Sektierer, daß bekanntlich der Papst der Antichrist sei, dieweil *vicarius filii dei* schließlich auch den Zahlenwert 666 habe. Also spätestens mit „Zahlenwert des Wortes Fisch durch Cosinus von...“ kann ich, talmudisch halbgebildet wie ich bin, alles begründen.

Dabei ist die Zahl 153 ja wirklich mathematisch interessant und das bei ihrer eigentlich armseligen Zerlegung in nur drei Prim-Faktoren – $3 \times 3 \times 17 = 153$ –, die – das muß man zugeben – allerdings symbolträchtige Zahlen sind.

²⁰ Ps 151 (in der Q-Fassung)

²¹ Ein Quisquillie am Rande: Manch possierlicher Heavy-metal-Fan trägt Aufkleber o.ä. mit „667 – Nachbar des Teufels“. Mal abgesehen von der Spießigkeit, sich über seine Nachbarn zu definieren; mit Hausnummer 667 wohnt Ihr allerhöchstens schräg gegenüber!

Die Zahl 153 ist erstens eine **Dreieckszahl**, d.h. wenn ich eine Kugel lege, daneben 2, daneben 3 und das 17 (!) mal tue, so erhalte ich ein Dreieck von 153 Kugeln!

Die Zahl 153 ist die **Summe der Fakultäten** von eins bis 5, meint $1!+2!+3!+4!+5!=153$ ²².

Weiterhin ist 153 eine **Armstrongzahl**. Hier heißt dies, die Kubikwerte ihrer Ziffern sind die Zahl selbst: $1^3+3^3+5^3=1+27+125=153$.

By the way: Früher nannte man solche Zahlen **narzißtische Zahlen**, also Zahlen, die sich auf sich selbst abbilden. Nichts gegen Herrn Armstrong, aber das war die schönere Benennung!

Letzteres kann man noch übersteigern (wie man das dann nennt weiß ich nicht; vielleicht **hypernarzißtischer Metaarmstrong?**): Nimmt man jedwede beliebige dreistellige, durch drei teilbare Zahl und führt die genannte Operation aus; und auch beim Ergebnis (wie viele Stellen es auch haben mag) kubiert man wieder brav dessen einzelne Ziffern und ermittelt daraus die Summe, so kommt nach mehr oder weniger langem Wege immer das Endresultat 153 heraus.

Schon interessant! – Aber was von alle dem mag der Evangelist gewußt haben?

O.k.: das mit der Teilbarkeit durch 17 sicher und auf die Dreieckszahl kann man kommen, wenn man nur Steinchen in den Sand legen kann. Das der Zahlenwert 17 dann dem Zahlenwert des Wortes **יִשׁוּעַ** als dem umfassend Guten entspricht ist einfaches Wissen. Vom Rest wird der Fischereiunternehmer Johannes wohl keine Ahnung gehabt haben.

Aber vergessen wir nicht: Johannes war ein frommer Jude, und die ersten Vorformen der talmudischen Litteratur entstanden gerade und die Auslegeprinzipien waren bekannt.

Ja, da schauen wir dann einmal genauer hin. Im Evangelium beschreibt Johannes, wie nach Kreuzigung und Tod Christus dem Neuen Opferlamm kein Bein gebrochen wurde, aber aus seiner Seite Blut und Wasser traten.

²² Für absolute Mathematikhasser: $5!$ (sprich: Fünf Fakultät) = $5 \times 4 \times 3 \times 2 \times 1$

Und der das gesehen hat, der hat es bezeugt, und sein Zeugnis ist wahr; und dieser weiß, daß er die Wahrheit sagt, auf daß auch ihr glaubet.

Moment mal, Wasser tritt aus? aus der Seite? Opferlamm? Auch Johannes wird dabei das 47. Kapitel des Propheten Ezechiel im Ohr gehabt haben:

Und er führte mich wieder zu der Tür des Tempels. Und siehe, da floß ein Wasser heraus unter der Schwelle des Tempels gegen Morgen; denn die vordere Seite des Tempels war gegen Morgen. Und des Tempels Wasser lief an der rechten Seite des Tempels neben dem Altar hin gegen Mittag.

Die Kirche hat diesen Text in den Zusammenhang von Taufe und Tauferneuerung gestellt, für uns aber wichtiger: der Text geht weiter und wird vom Evangelisten parallel zum Evangelium gedeutet. Nachdem jeweils das Wasser aus der rechten Seite des Heilsortes (Tempel und Seitenwunde) floß, findet jeweils ein Fischzug statt: Bei Ezechiel ist dieser zwischen En Gedi und En Eglajim lokalisiert:

םַּגְּלַיִם וְעַד עֵין גֵּדִי – „Von der Quelle Gedi zur Quelle Eglajim“. Zwei Orte des Typos Quelle sind parallel gesetzt. Der an den Auslegungsregeln des großen Rabbis Hillel Geschulte weiß nun, was zu tun ist. Eine Analogiebildung jagt ja hier im Vergleich die Nächste; und wenn wir dann noch die Zahlenwerte der beiden Orte berechnen, so ist der von „Gedi“ gleich dem von „gut“ gleich 17. Der von Eglajim aber ist 153! Quod erat demonstrandum, würde der Rabbiner sagen.

Aber wenn die Zahl hoch symbolisch ist, warum taucht sie dann nur hier auf?

Ich habe früher, wenn das Gespräch auf die johanneische 153 oder allgemein auf biblische (und auch außerbiblische Zahlensymbolik) kam, immer gesagt: „Und wenn der Evangelist einfach meint, das waren damals eben 153 Fische!“ Jahrelang hatte ich so gegen symbolische Deutungen (oder, um mich nicht exzentrischer erscheinen zu lassen, als ich bin: gegen überzogen symbolische Deutungen) anargumentiert und mich dabei durchaus wohl gefühlt.

Aber dann kam er der große Augenblick! Dann kam er der Moment des Grauens und ich erzähle die Geschichte von Ecos Streichholzschachtel einer Schülerin und, um sie zu demon-

strieren, hole ich so eine Schachtel 'raus, öffne sie und: Es sind sieben! Es muß Sinn haben! Alles!

Also darum denn andererseits andererseits:

Die Zahl 153 läßt sich in die Summanden 120 + 33 zerlegen. Wir befinden uns in Galiläa – nach der Auferstehung – kurz vor Himmelfahrt und Pfingsten! Jesus beauftragt noch einmal Petrus, die Apostel, die Kirche. Und so wie Israel das Heil in zwölf Stämmen darstellt, so steht auch die Kirche auf dem Fundament Israel auf den zwölf Stämmen und auf den zwölf Aposteln. Aber das Heil gilt hier allen Völkern, und so wird die Zahl 12 erhöht zur Zahl 120.

Die Kirche ist am Ende des Erdenwandels Jesu – nach 33 Jahren²³ – gesandt in die Welt.

Also irrte ich bislang und irrte der Evangelist, wenn er meinte, die Zahl sei einfach eine Zahl, sei einfach eine Zahl.

Aber ein Prophet muß prophezeien, ob die Menschen ihm zuhören oder nicht;

ein Prophet muß prophezeien, ob er das Prophezeite versteht oder nicht! Also sei dies hiermit getan!

Und wer jetzt voll Dankbarkeit die Augen zum Himmel erhebt, oder auch zur Erde senkt, der kann ja einen ganzen Rosenkranz beten: So 15 Gesetze – 3 mal rum – mit 153 Ave Maria!

²³ Und die 33 Lebensjahre Jesu sind damit auch erstmals eindeutig in der Schrift belegt!

Præfatio

more vetusto postposita

Ecce Ewald & Ewald florent novo vigore!

Editor titularis cum magnum opus suum de erroribus modernis vel potius de erroribus antiquis redivivis captui vulgi adaptatum exegisset, reversus ad officium suum proprium nunc præbuit nobis opuscula postulanti majorem intellectus contentionem (et ecce prompsi et ego cistulam et heu! inerant multo plures quam septem).

Homo novus adjunxit se Ewaldistarum & Ewaldistarum laudabili numero et jugiter cum auctore dudum probatissimo condidit genus homileticum in libellis Sanctorum nostrorum.

Itaque et ego seorsum non remaneo et insero libello querelas meas usitatas.

Sic bene instructi floreant libelli nostri ad multos annos!

Valete omnes!

W. H. W

Ewald & Ewald

Niederrheinische Blätter für Weisheit und Kunst

Ausgabe 16

3. Oktober 2011

Am Fest der heiligen Ewalde (*niger albusque*), Patrone des Niederrheins

Herausgeber: Thomas Baumann, Hünxer Str. 42, 46535 Dinslaken
pro manuscripto gedruckt

ULRICH TERLINDEN

Die Himmlische Liturgie *nach Offb. 4 und 5* 2

WILFRIED HASSELBERG-WEYANDT

Die Verbürgerlichung der Kirche 6

MARTIN JOHANNES GRANNENFELD

Der Hl. Simeon der Greis 20

WILFRIED HASSELBERG-WEYANDT

Die Argumentation für die «Frauenordination» 25

WILFRIED HASSELBERG-WEYANDT

Wer sind die «cultores» im römischen Kanon? 40

Beider (scilicet Ewaldorum) Botanisiertrommel 44

THOMAS BAUMANN

Von einhundertdreiundfünfzig Fischen und dem Geheimwissen
um ein Graxedom 47

praefatio 55

Unser Spendenkonto: Orietur Occidens

Kto.-Nr.: 22 094 300 • Darlehnskasse Münster eG. • BLZ: 400 602 65

Sie finden uns internett unter www.occidens.de